

Nr. 12

Mai 2018

Vossische Nachrichten

Mitteilungen der Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft e.V.





Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

vor 25 Jahren, am 8. Mai 1993, wurde unsere Voß-Gesellschaft gegründet – Grund genug, einmal innezuhalten, mit Ihnen bei einer guten Flasche Rhein- oder Gänsewein ein Vossisches Trinklied zu singen und der Gesellschaft alles Gute für das nächste Vierteljahrhundert zu wünschen. Einiges haben wir in dieser Zeit schon geschafft und können angesichts der überschaubaren Größe unseres Vereins auch ein wenig stolz darauf sein – zum Beispiel auf die *Vossischen Nachrichten*, die nun mit der immerhin zwölften Nummer vor Ihnen liegen.

Sie enthält zunächst zwei Korrekturen und Ergänzungen zur vorigen Nummer: Dieter Lohmeier hat einige aufschlussreiche Kommentarnachträge zu Horst Conrads Edition der fünf Briefe Friedrich Leopold Stolbergs an seine erste Frau Agnes (VN 11, S. 21-32) zusammengetragen (S. 45-52), während Henry Smith gute Argumente dafür liefert, dass das von Manfred Merckens in der BNU Straßburg entdeckte und von uns (VN 11, S. 46) abgedruckte Knabenporträt nicht den Sohn Heinrich, sondern einen der Enkel unseres Dichters darstellen dürfte (S. 53-54). – Schon im Juli 1994 hatte Dieter Lohmeier auf der Jahresversammlung unserer Gesellschaft Vossens Elegie *An meine Ernestine* interpretiert, der Text wurde dann aber erstaunlicherweise nie veröffentlicht. Wir holen dies auf S. 6-24 nach und empfehlen den Beitrag wärmstens! – Bei aller Würdigung Vossens als Klassizist und Übersetzer antiker Texte vergisst man gerne, dass auch Voß in der Hainbundzeit eine Phase intensiver Mittelalter-Rezeption durchlebt hat. Patrick Peters untersucht die damals entstandene Minnelyrik des jungen Voß auf S. 25-36. – Martin Grieger bringt S. 37-44 Licht in ein bislang unbekanntes Kapitel der Voß-Ikonographie: Außer den bekannten Voß-Büsten von Johann Gottfried Schadow und Friedrich Tieck hat es noch eine dritte Porträtbüste unseres Dichters gegeben, die vom Frankfurter Bildhauer Johann Nepomuk Zwerger geschaffen wurde. – Martin Griers bibliographische Notizen *Voß in Print* umfassen diesmal den Berichtszeitraum 2014-2017 (S. 55-71), es folgen die Rezensionen und Miscellen (S. 72-98) und die Vossilien (S. 99-109), unter denen vor allem Gerhard Heuferts hochinteressante Falk-Funde hervorzuheben sind – Grund genug für uns, Johannes Daniel Falks Porträt auf den Umschlagstitel unseres Heftes zu setzen.

Die Redaktion

Inhalt

Nachrichten	2
Dieter Lohmeier: Griechenland und Gegenwart. Zu Voß' Elegie <i>An meine Ernestine</i>	6
Patrick Peters: „Sittsam ist es und keusch“– Mittelalter-Rezeption bei Johann Heinrich Voß	25
Martin Grieger: „und Tiedemann hat seine Büste geschickt“ Johann Nepomuk Zwergers Voß-Büste	37
Dieter Lohmeier: Kommentarnachträge zu den Briefen Friedrich Leopold Stolbergs an seine Frau Agnes 1788.....	45
Henry A. Smith: Wer ist „H. Voß“?	53
Martin Grieger: Voß in Print. Bibliographische Notizen 2014-2017 (mit Nachträgen)	55
Rezensionen und Miscellen	72
Vossilien	99
Johann Heinrich Voß: <i>Beim Trunk</i> , zweifach.....	110
Abbildungsnachweis, Impressum	110

Nachrichten

Johann Heinrich Voß (1924-2015)

Johann Heinrich Voß, Ur-Ur-Urenkel des Dichters und Übersetzers Johann Heinrich Voß, ist im 91. Lebensjahr am 11. Februar 2015 in Haan bei Hilden verstorben. Er gehört zu den Gründungsmitgliedern unserer Gesellschaft, war von 1993 bis 2013 als Beisitzer im Vorstand aktiv und wurde aufgrund seiner besonderen Verdienste 2014 zum Ehrenmitglied ernannt. Als Diplom-Bibliothekar wirkte er lange Jahre in der Bibliothek des Auswärtigen Amtes in Bonn. Im Ruhestand beschäftigte er sich verstärkt mit Forschungen zu seinem berühmten Vorfahren und dessen Umfeld. Rechtzeitig vermachte er einen beachtlichen Teil seiner Privatbibliothek und seine umfangreiche Sammlung an Voß-Materialien und eigenen Ausarbeitungen dem Voß-Archiv der Eutiner Landesbibliothek, wo seither beides der Forschung zur Verfügung steht. Auch das Voß-Museum in Otterndorf wurde von ihm immer wieder materiell und ideell unterstützt. Wer ihn kannte, erinnert sich dankbar an seine stets freundliche und unermüdliche Hilfsbereitschaft. Wir werden sein Andenken in Ehren halten.

Johann-Heinrich-Voß-Haus Penzlin

Der lange geplante Um- und Ausbau des 1750 erbauten alten Rektorhauses (alte Stadtschule) in Penzlin, das neben der Stadtbibliothek auch ein Johann-Heinrich-Voß-Museum sowie in einem modernen Anbau die Tourist-Information und einen



So soll das Johann-Heinrich-Voß-Haus Penzlin aussehen:
 Links das alte Rektorhaus mit Stadtbibliothek und Voß-Museum, rechts im Hintergrund
 der neue Anbau mit Tourismuszentrale und Veranstaltungsraum
 (Bild: Christian Peters Freie Architekten & Ingenieure, Neustrelitz)

Veranstaltungssaal beherbergen wird, geht voran: Nach der Grundsteinlegung des Nebengebäudes, die am 27. Juli 2016 stattfand, konnte dort am 21. Juli 2017 Richtfest gefeiert werden. Trotz eingetretener Bauverzögerungen wird die Eröffnung des Gesamtensembles unter dem Namen „Johann-Heinrich-Voß-Haus“ von der Stadt Penzlin noch in diesem Jahr angestrebt. Auch die Arbeiten für die neue Voß-Ausstellung, für die Dr. Andrea Rudolph, die Leiterin des Museums Alte Burg Penzlin, verantwortlich zeichnet, sind in vollem Gange.

Voß-Materialien 2: Ernestine Voß

2007 haben wir unsere Publikationsreihe *Voß-Materialien* mit dem *Katalog der Johann-Heinrich-Voß-Bibliothek Otterndorf* gestartet, nach neun Jahren Pause liegt nun der zweite Band, eine umfassende Monografie zu Ernestine Voß aus der Feder von Axel E. Walter vor. Schon am 16. Juni 2015 hatte der Verfasser sie unter dem Titel *Ernestine Voß als Schriftstellerin* in Otterndorf präsentiert, am 23. November 2016 lag es dann vor und konnte in Eutin vorgestellt werden: *Ernestine Voß – eine Dichterin und Schriftstellerin der Spätaufklärung*. Mehr dazu im Rezensionsteil dieses Heftes unten S. 72-74.

Die erste Voß-Lied-CD

Dass eine große Zahl von Liedkomponisten – darunter so bekannte Namen wie Franz Schubert, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Carl Maria von Weber und Johannes Brahms – Voß-Lieder vertont haben, ist heute weitgehend unbekannt. Getreu dem Voß-Ausspruch „Ein Lied ohne Weise ist nur halb, was es sein soll“ haben der Bass-Bariton Ulf Bästlein und der Pianist Sascha El Mouissi 36 dieser Vertonungen auf einer CD eingespielt – die meisten davon sind absolute Neu-Entdeckungen. Die Produktion der beim Wiener Label Gramola erschienenen CD wurde von der Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten (Berlin), dem Land Schleswig-Holstein, der Sparkassenstiftung Schleswig-Holstein und der Voß-Gesellschaft finanziell unterstützt. Die Initiative zu diesem Projekt ging von unserer Gesellschaft aus, die auch bei der Beschaffung des Notenmaterials und bei der Gestaltung des beigegefügt Booklets half – auch durch die Übersetzung der darin abgedruckten Liedtexte, die von unserer Vorsitzenden Silke Gehring stammen. Die CD trägt den Titel „*Und laut ertönt's im Hochgesang: Seid menschlich, froh und gut*“ – *Lieder nach Lyrik von Johann Heinrich Voß* und ist über unsere Gesellschaft zum Preis von 17,90 € (Voß-Mitglieder: 15 €) zu beziehen.

Johann Heinrich Voß auf der Landesgartenschau Eutin 2016

Die Präsentation dieser Voß-Lied-CD fand im Rahmen und mit Unterstützung der Landesgartenschau Eutin am 20. Juli 2016 im Ostholstein-Museum statt. Ulf Bästlein und Sascha El Mouissi verbanden ihr Konzert dabei mit einer Lesung der Schriftstellerin Susanne Bienwald, die zwei neue Prosatexte zu Johann Heinrich Voß vortrug. – Zwei weitere Lesungen fanden am 17. Juni und 15. Juli 2016 in den „Kulturgärten“ der Landesgartenschau statt: Unter den Titeln „*Willkommen im Grünen!*“ und „*Sage mir, Muse, die Taten des vielgewanderten Mannes*“ trugen unsere Vorstandsmitglieder Martin Grieger und Frank Baudach den Lyriker und Humanisten Johann Heinrich Voß auf das Gartenschaugelände. – Unsere Vorsitzende Silke Gehring referierte dann am 21. September 2016 in der Eutiner Landesbibliothek über *Die Vossischen Gärten – Eutin, Jena, Heidelberg*. Auch dies ein Vortrag im Rahmen des kulturellen Rahmenprogramms der Landesgartenschau.

Weitere Veranstaltungen der Voß-Gesellschaft 2015-2018

Zuerst am 27. Januar im Voß-Haus Otterndorf, dann wiederholt am 22. April 2015 in der Eutiner Landesbibliothek hielt Prof. Dr. Dieter Lohmeier (Kiel) einen Vortrag zum Thema *Von Lüdingworth über Kopenhagen und den Jemen nach Meldorf: Carsten Niebuhr (1733-1815)*. – Der Vorsitzende der Hebbel-Gesellschaft, Prof. Dr. Martin Langner (Krakau) sprach am 18. Februar 2015 in der Eutiner Landesbibliothek über *Das Künstlerehepaar Friedrich und Christine Hebbel*. Am 5. September 2015 folgte dann am gleichen Ort im Anschluss an unsere Jahreshauptversammlung ein Vortrag von Dr. Annelen Kranefuss (Köln) „*Die Uhr ist zwölf und Claudius*“

schläft“ – Matthias Claudius und seine Frau Rebecca. – Ebenfalls in der Eutiner Landesbibliothek referierte unser Schriftführer Dr. Frank Baudach am 17. Februar 2016 über *Carl Friedrich Cramer (1752-1807): „Ein Mann von Feuer und Talenten“*. Der Vortrag wurde am 1. Juni im Voß-Haus Otterndorf wiederholt. – Im Anschluss an unsere Jahresversammlung 2016 sprach Prof. Dr. Ulrich Joost (Darmstadt) am 8. Oktober 2016 in der Alten Mensa in Göttingen über *Ahorn vs. Voß. Weggabelungen der deutschen Literatur zwischen Romantizismus und Klassizität.* – Die wiederum in der Eutiner Landesbibliothek am 2. September 2017 durchgeführte Jahresversammlung 2017 wurde dann von Prof. Dr. Karin Hoff (Göttingen) mit einem Vortrag über *Vortrag Jens Baggesen als Europäer* begleitet. – Unter dem Titel *„Grüße Vossens recht herzlich...“ Der Briefwechsel zwischen Heinrich Christian Boie und Luise Mejer (1776-1786)* lasen Anne Feldmann, Hans-Volker Feldmann und Dr. Kerstin von Schwerin am 22. November 2017 im Voß-Haus Otterndorf aus der kürzlich erschienenen, von Regina Nörtemann besorgten neuen Briefausgabe (s. die Rezension in diesem Heft unten S. 82f.). Diese Lesung wurde am 27. März 2018 in einer leicht veränderten ‚Eutiner‘ Fassung in der Eutiner Landesbibliothek wiederholt. Begleitet wurden beide Lesungen mit Gitarrenmusik von Heike Fiehland und Wolfgang von Schwerin.

Die Otterndorfer Feiern zum 264. bis 267. Geburtstag von Johann Heinrich Voß fanden am 22.2.2015, 21.2.2016, 19.2.2017 und 25.2.2018 statt. Im Mittelpunkt standen 2016 die *Odyssee*, 2017 das *bäuerliche Leben zu Vossens Zeit* und 2018 die *Vossischen Trinklieder*. Akteure waren wiederum Anne Feldmann, Kerstin von Schwerin sowie Heike Fiehland und Wolfgang von Schwerin (Gitarren). – In Otterndorf bestritten Hans-Volker und Anne Feldmann zudem zwei weitere Voß-Vorträge mit Rezitation: *Johann Heinrich Voß - Leben und Werk*. Sie fanden am 1. Juni 2015 im DRK-Zentrum Otterndorf und am 10. August 2015 im Gemeindezentrum der St. Severi-Kirche Otterndorf statt.

www.voss-gesellschaft.de

Wesentlich erweitert wurde die Webseite unserer Gesellschaft in der Abteilung „Texte und Materialien“: Zu dem schon seit Ende 2013 online gestellten Voß-Briefverzeichnis traten im November 2015 ein Verzeichnis der Briefe von und an Friedrich Leopold Stolberg, erarbeitet von Dr. Dirk Hempel, und die Online-Version der umfassenden Voß-Bibliographie von Martin Grieger. Sie verzeichnet nicht nur die Werke von Johann Heinrich Voß und seinen Familienmitgliedern, sondern auch ihre Übersetzungen, die von ihnen herausgegebenen Werke, ihre Veröffentlichungen in Zeitschriften und Almanachen, ihren gedruckten Briefwechsel, die zeitgenössische Rezeption und die Voß-Sekundärliteratur. Vor Kurzem wurde die Bibliographie durch ein Verzeichnis der Vertonungen von Voß-Liedern abgerundet, wenn auch nicht abgeschlossen: Wie alle auf unserer Webseite veröffentlichten Verzeichnisse ist auch die Bibliographie nicht abgeschlossen, sondern offen für Korrekturen und Erweiterungen, die – im Gegensatz zu gedruckten Verzeichnissen – im Netz leicht realisiert werden können.

Griechenland und Gegenwart

Zu Voß' Elegie *An meine Ernestine*

von Dieter Lohmeier

Die deutsche Literatur hat sich seit ihren Anfängen niemals allein aus sich selbst heraus entwickelt, sondern verdankt ihre Eigenart in gewaltigem Maße der Aneignung und Umformung fremder Einflüsse aus den verschiedensten Zeiten und Weltregionen. Ein besonders kräftiger und prägender Impuls war die Aneignung der griechischen Antike in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.¹ Ohne die Auseinandersetzung mit dem alten Griechenland wären die deutsche Literatur und Kultur der Goethezeit überhaupt nicht angemessen zu verstehen, und ohne die Kenntnis dieses geistes- und kulturgeschichtlichen Hintergrunds könnte man kein zutreffendes Bild von Johann Heinrich Voß und seiner Stellung in der deutschen Literaturgeschichte gewinnen. Voß' Elegie *An meine Ernestine* ist ein exemplarischer Text, an dem sich dieser Zusammenhang erläutern läßt.

Als am Ende des 17. Jahrhunderts in Athen der Parthenon in die Luft flog, weil die Pulvervorräte der türkischen Garnison bei einer Beschießung durch die Venezianer explodierten, scheint das in Mitteleuropa niemanden aufgeregt zu haben, denn das spielte sich „hinten weit in der Türkei“ und jenseits des eigenen Horizonts ab. Das änderte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts grundlegend: Die griechische Kunst, die griechische Literatur und die griechische Demokratie rückten in den Mittelpunkt des Interesses und liefen in der Wertschätzung der Gebildeten der römischen Kunst, der römischen Literatur und dem römischen Kaiserreich den Rang ab; Aischylos; Sophokles und Euripides setzten Seneca ein für allemal außer Kurs, und Sokrates wurde zum Leitbild der Philosophen und Pädagogen; vor allem aber verdrängte Homer Vergil von seinem Ehrenplatz als der größte Epiker. Am Ende dieser Entwicklung stand als Dokument des europäischen Klassizismus ein im Louvre befindliches Bild des französischen Malers Jean-Auguste-Dominique Ingres: *Die Apotheose Homers* (1827). Auf diesem Gemälde versammeln sich alle Künste und Dichter und Künstler aller Zeiten, um dem griechischen Dichter zu huldigen, weil sie alle in ihm ihr Vorbild und die Quelle ihrer Inspiration sehen. Diese Begeisterung hatte dann auch praktische Folgen im Engagement der europäischen Gebildeten für den griechischen Befreiungskampf gegen die Türken. Der prominenteste der Philhellenen war Lord Byron, der sogar nach Griechenland ging und 1824 vor Missolonghi starb. In Deutschland

1 Zum literatur- und geistesgeschichtlichen Themenkomplex vgl. Eliza M. Butler: *The tyranny of Greece over Germany. A study of the influence exercised by Greek art and poetry over the great German writers of the 18th, 19th and 20th centuries.* Cambridge 1935; verkürzte deutsche Ausgabe: *Deutsche im Banne Griechenlands.* Berlin 1948. – Walter Rehm: *Griechentum und Goethezeit. Geschichte eines Glaubens* [1936]. 4. Aufl. Bern u. München 1968.

dichtete der Lyriker Wilhelm Müller seine *Griechenlieder*,² darunter eines mit dem Titel *Hellas und die Welt*, das die letzte dieser Sammlungen beschloss:³

Ohne die Freiheit, was wärest du; Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?

Kommt, ihr Völker aller Zonen,
Seht die Brüste,
Die euch säugten
Mit der reinen Milch der Weisheit! –
Sollen Barbaren sie zerfleischen?
Seht die Augen,
Die euch erleuchteten
Mit dem himmlischen Strahle der Schönheit! –
Sollen sie Barbaren blenden?
Seht die Flamme,
Die euch wärmte
Durch und durch im tiefen Busen,
Daß ihr fühltet,
Wer ihr seid,
Was ihr wollt,
Was ihr sollt,
Eurer Menschheit hohen Adel,
Eure Freiheit! –
Sollen Barbaren sie ersticken?
Kommt, ihr Völker aller Zonen.
Kommt, und helfet frei sie machen,
Die euch alle frei gemacht!

Ohne die Freiheit, was wärest du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?

Dass Müller das Bild der Türken verzeichnete, weil er sie als Kontrastfolie brauchte, kann unberücksichtigt bleiben, weil es hier allein um das Bild Griechenlands als Quelle der Weisheit, Schönheit und Humanität geht, die alle im höchsten Wert der Freiheit zusammenfließen. So wurde Griechenland in der Goethezeit gesehen: als die höchste Kulturstufe der Menschheit, und was nicht in dieses Bild passte, blendete man weitgehend aus, wie die Sklaverei oder die orgiastischen Elemente des Dionysoskults.

Dieser Hintergrund macht verständlich, dass das Übersetzen der Hauptwerke der griechischen Literatur ins Deutsche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer Herausforderung wurde, der sich die besten Köpfe des literarischen Lebens mit besonderem Ernst stellten, und dass insbesondere die Übersetzung der beiden homerischen Epen zu einer Aufgabe wurde, deren Lösung besonderen Ruhm ver-

2 Lieder der Griechen. H. 1-2. Dessau 1821/22; Neue Lieder der Griechen. H. 1-3, Leipzig 1823; Neueste Lieder der Griechen. Leipzig 1824.

3 Wilhelm Müller: Gedichte. Hrsg. von Karl-Maria Guth. Berlin 2014, S. 270f.

sprach.⁴ So bemühten sich die jungen Literaten im Umkreis des Göttinger Hains im Wettstreit miteinander um einen deutschen Homer, und sie begannen damit, dass sie öffentlich über die Frage diskutierten, wie denn eine solche Homerübersetzung auszusehen habe. Gottfried August Bürger plädierte für einen deutschen Homer in Blankversen, also in reimlosen fünfhebigen Jamben mit einem regelmäßigen Wechsel von betonten und unbetonten Silben. Bürger war nämlich überzeugt, dass der von Shakespeare übernommene Blankvers der deutschen Sprache so natürlich sei wie der Hexameter der griechischen und deswegen am besten an dessen Stelle trete. Er veröffentlichte auch Proben einer solchen Blankvers-Übersetzung und fand dafür beispielsweise die Zustimmung Goethes. Friedrich Leopold Stolberg und Johann Heinrich Voß jedoch entschieden sich für den Hexameter nach dem Vorbild von Klopstocks *Messias*. Sie wählten also einen Vers, der ebenfalls reimlos, mit sechs Hebungen aber länger war und sich auch in seinem Rhythmus spürbar vom Blankvers unterschied, weil er, jedenfalls in der Handhabung durch Klopstock, ziemlich frei zwischen ein- und zweisilbigen Senkungen wechselte und deshalb abwechslungsreicher klang als die meisten Versformen, die damals in Deutschland gebräuchlich waren. Die literarische Öffentlichkeit teilte weitgehend die Ansicht von Stolberg und Voß, und während Bürger seinen Versuch bald aufgab, übersetzten die beiden in freundschaftlichem Wettstreit: Stolberg die *Ilias*, die 1778 im Druck erschien, und Voß die *Odyssee*, die 1781 herauskam. Stolberg war schneller und schwungvoller, aber Voß war dafür genauer, und er erhielt den Beifall der Sachkundigen.⁵ Christoph Martin Wieland, der aus eigener Erfahrung mehr vom Übersetzen verstand als die meisten Literaten seiner Generation, schrieb beispielsweise in seinem *Teutschen Merkur* über die Vossische *Odyssee*:

Homer hat noch in keiner uns bekannten Uebersetzung in jeder Betrachtung weniger verlohren; und wer die *Odyssee* nicht Griechisch lesen kann, findet hier einen Abguß, der dem Urbild so ähnlich sieht, daß der Unterschied – selbst für den kalten Kunstrichter – von keiner Erheblichkeit mehr ist.⁶

Und Schiller schrieb 1788 an seinen Freund Körner:

Ich lese jetzt fast nichts als Homer. Ich habe mir Voß's Übersetzung der *Odyssee* kommen lassen, die in der That ganz vortrefflich ist; die Hexameter weggerechnet, die ich gar nicht mehr leiden mag; aber es weht ein so herzlicher Geist in dieser Sprache, dieser ganzen Bearbeitung, daß ich den Ausdruck des Übersetzers für kein Original, wär' es noch so schön, missen möchte.⁷

Man könnte denken, Voß hätte mit diesem Lorbeerkranz zufrieden sein und sich anderen Arbeiten zuwenden können, aber er ruhte sich nicht auf seinen Lorbeeren

4 Vgl. Rehm 1968 (wie Anm. 1), S. 67-69; Günter Häntzschel: Johann Heinrich Voß. Seine Homer-Übersetzung als sprachschöpferische Leistung. München 1977, S. 21-38.

5 Häntzschel 1977 (wie Anm. 4), S. 200-202.

6 Zit. nach ebd., S. 200.

7 Schiller an Christian Gottfried Körner, 20. 8. 1788. Schillers Briefwechsel mit Körner. Hrsg. v. Karl Goedeke. 2. Aufl. Leipzig 1878, Tl. 2, S. 214.

aus, sondern nahm sich den ganzen Homer noch einmal vor. Erst überarbeitete er die Ilias-Übersetzung Stolbergs, um sie auf das Niveau seiner eigenen Ansprüche zu bringen, und nach Abschluss dieser Arbeit überarbeitete er auch seine eigene Odyssee noch einmal, und als diese beiden Übersetzungen dann 1793 erschienen, sahen sie deutlich anders aus als ihre Vorgängerinnen von 1778 und 1781. Die Zeitgenossen lohnten Voß diese Mühe nur schlecht, denn sie sahen wohl den Zugewinn an Genauigkeit gegenüber der Stolbergschen Ilias, aber sie gaben doch der Vossischen Odyssee von 1781 den Vorzug vor der neuen Fassung. 1781 waren in den ersten Versen Wortstellung und Satzbau fast gänzlich unauffällig gewesen:

Sage mir, Muse, die Thaten des vielgewanderten Mannes,
Welcher so weit geirrt, nach der heiligen Troja Zerstörung,
Vieler Menschen Städte gesehn, und Sitte gelernt hat,
Und auf dem Meere so viel unennbare Leiden erduldet,
Seine Seele zu retten, und seiner Freunde Zurückkunft.⁸

1793 hatte sich Voß dem Wortlaut des griechischen Originals noch weiter angenähert, benutzte dafür aber ungewöhnliche Wörter und Wortstellungen. Nun lauteten dieselben Verse:

Sage mir, Muse, vom manne, dem vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, nachdem er die heilige Troja zerstöret;
Vieler menschen städte gesehn, und sitte gelernt hat,
Auch so viel im meere herzkränkende leiden erduldet,
Strebend zugleich für die eigene seel' und der freunde zurückkunft.⁹

Die neue Fassung der Odyssee erschien den Zeitgenossen zu pedantisch und zu schwerfällig; sie vermissten die zwanglose Natürlichkeit und den „herzlichen Geist“, den sie an der ersten Fassung so gerühmt hatten. Voß aber hatte nicht nur nach noch genaueren Formulierungen gesucht, sondern er hatte bei seiner jahrelangen Auseinandersetzung mit dem griechischen Original und mit Vergils *Georgica*¹⁰ auch die Feinheiten des homerischen Versbaus immer besser kennengelernt und wollte sie nun im Deutschen möglichst genau nachbilden. Der Hexameter wurde dadurch zu einem Versmaß, das man sehr genau studieren musste, wenn man es richtig beherrschen

8 Homers Odüsee übersezt von Johann Heinrich Voß. Hamburg 1781, S. 9.

9 Homers Odyssee von Johann Heinrich Voss. Bd. 1. Altona 1793, S. 5. – Voß' Homer-Übersetzung von 1793 wurde, wie auch schon seine *Gedichte* von 1785 (vgl. Anm. 11), von Johann Friedrich Hammerich verlegt und, wie die *Gedichte*, in Antiqua gesetzt. Da diese damals als ausgeprägt lateinisch empfunden wurde und für deutschsprachige Texte noch ganz ungewöhnlich war, fehlte ihr noch das ß. Es wurde in in beiden Werken durchweg und ohne Rücksicht auf die Kürze oder Länge des vorhergehenden Vokals durch ss ersetzt. Die Ersetzung des ck durch einfaches k und des tz durch einfaches z wurde im 18. Jahrhundert teilweise üblich. In griechischen Namen ü statt y zu schreiben, war eine Reform, die Voß schon in der ersten Fassung seiner Odyssee durchzusetzen versuchte, mit der er aber keinen Erfolg hatte und die er in der Homer-Übersetzung von 1793 selbst wieder aufgab.

10 Publii Virgilii Maronis Georgicon libri quatuor. Des Publius Virgilii Maro Landbau, vier Gesänge. Übersezt und erklärt von Iohann Heinrich Voss. Eutin u. Hamburg 1789.

wollte. Das wirkte nicht gerade ermutigend auf andere und trug mit dazu bei, dass Goethe um das Jahr 1800 das Hexametermachen ganz aufgab.

Das könnte so aussehen, als habe hier die philologische Pedanterie über die dichterische Freiheit gesiegt, aber eine solche Erklärung würde doch zu kurz greifen. In Wirklichkeit lag zwischen der ersten Fassung der Vossischen Odyssee von 1781 und der zweiten von 1793 ein deutlicher Wandel in der Auffassung Homers und der Griechen, der weit mehr war als Vossens Privatmeinung, weil er in den größeren Zusammenhang der Entwicklung der Frühklassik zur eigentlichen Weimarer Klassik gehörte. Die Arbeit an der Homerübersetzung führte bei Voß zu ganz ähnlichen Ergebnissen wie im selben Zeitraum die Italienreise bei Goethe und das Studium der Philosophie Kants bei Schiller. Worum es hier ging, läßt sich an Voß' Elegie *An meine Ernestine*¹¹ erläutern.

An meine Ernestine

- Frage nicht, was mir fehle, du Schmeichlerin; athm' ich doch ringsum
Düfte des sprossenden Laubs, höre die Nachtigall rings,
Und betracht' im Abend die wolkigen Riesengestalten,
Welche mit Purpur den Leib gürten, mit Golde das Haupt.
- 5 Siehe, mein Geist entschwebt zu den Heldenseelen der Vorwelt,
Da man das grosse noch gross achtete, kleines noch klein;
Da sich der Mensch noch seiner erinnerte, dass er verständig
Sei, ein empfindender Geist, nicht ein gefräßiger Bauch;
Und auch liebliche Blumen der Menschlichkeit ämsig gewartet
- 10 Blüheten, nicht allein Futter für Menschen und Vieh.
Lebt' ich in jener Zeit, da Homer den starken Achilleus,
Und des dulddenden Manns Tugend und Weisheit besang:
Mühsam wandert' ich fern aus den hyperborischen Wäldern,*
Wie zum krononischen Greis' Abaris, hin zu Homer.
- 15 Nicht unkundig des Liedes, denn hell in den Hainen Apollons
Tönt' auch unser Gesang, würd' ich sein Reisegenoss.
Singend zögen wir bald in Ionien, bald in den Inseln,
Bald durch Hellas umher, und das arkadische Thal;
Sähn noch ungefälscht die Natur, und des goldenen Alters
- 20 Sitte, da gern ein Gott oder ein Engel erschien;
Unschuld, Treu' und Thaten der ungefesselten Menschheit
Sähn wir, und streuten zur That edleren Samen umher.
Gleich willkommen im Hirtengeheg' und Palaste des Königs,
Beim nachbarlichen Schmaus' oder bei Festen des Volks,
- 25 Wären wir überall wie daheim, und nähmen mit Hauskost,
Milch und Früchten vorlieb, lieber mit röhlichem Wein.
Statlich säßen wir beide mit Lorber gekränzt; und der Jungfrau
Schönste, noch schöner vom Tanz, setzte sich traulich zu uns,
Rühmte hold den Gesang, und betastete klimpernd die Saiten,

11 Gedichte von Iohann Heinrich Voss. Bd. 1. Hamburg 1785, S. 238-246. – Zur Rechtschreibung des Textes vgl. Anm. 9.

30 Füllte dann unser Gefäß nöthigend wieder mit Wein.
 So wie wir Thäler und Höhn durchwanderten, hörten wir ringsum
 Unserer Lieder Klang: hier von dem Jäger im Forst,
 Dort beim Pflug' und der Sense, vom Fischer am See, und der Hirtin;
 Unter den Linden des Dorfs lallten die Kinder sie nach;
 35 Und Arbeiter am Weg' und Wanderer zeigten mit Fingern,
 Nickten und grüssten uns zu, namentlich, und wie bekannt.
 Aber kehrten wir müd' am Mittag' oder am Abend
 In ein friedsameres Dorf; schnell, wie der Ruf sich ergeusst,
 Wenn ein Mann mit Orgel und bildender Lampe daherkommt,
 40 Jubelt' es nah und fern: Freut euch, die Sänger sind da!
 Fröhlich käm' aus der Thüre die Tochter unseres Gastfreunds,
 Klatscht' in die Händ', und eilt' ihren Gespielinnen zu:
 Seht doch, Vater Homer, und der hüperborische Fremdling!
 Mädchen, sein junger Gesell, welcher so angenehm küsst!
 45 Auch nicht ganz zu verachten ist sein Gesang, wenn er anfängt;
 Bei Apollon-Homers Liede vergisst man ihn zwar!
 Herzlich grüsst' uns der Wirt, und stellte die Stäb' in den Winkel,
 Macht' uns bequem, und trüg' ämsig Erfrischungen auf.
 Wenn wir dann spät mit Gesang die horchende Menge belustigt,
 50 Und der ermüdete Greis oft auf die Harfe genickt,
 Von mutwilligen Mädchen verhöhnt; dann führte die Jungfrau
 Leuchtend uns beide zur Ruh in das bekannte Gemach.
 Also wanderten wir in den schönen Tagen des Sommers
 Singend von Stadt zu Stadt, singend von Dorfe zu Dorf.
 55 Aber käme der Herbst, der die Weg' und grünenden Rasen
 Ueberschwemmt, und das Laub schattigen Bäumen entreisst;
 Klüglich zögen wir beide, bevor der stolpernden Antlitz
 Schnee und Hagel zerschlug', heim in das Winterquartier.
 Wenn die Flur noch besponnen mit regenbogigem Schimmer
 60 Lachte, wenn Gelb und Roth streifte das falbe Gebüsch,
 Und für den neuen Gesang der lesende Winzer uns Trauben
 Schenkte, der Bauer am Weg' allerlei Früchte des Baums:
 Ruhig kehrten wir dann von der Wallfahrt wieder gen Smürna,
 Und bezögen vergnügt unser gemächliches Haus,
 65 Wo wir den Winter hindurch schulmeistereten, so wie gewöhnlich;
 Spinnen hätten indess Bänk' und Katheder umwebt.
 Aber sobald die Viol' aus zerronnenem Schnee an dem Abhang
 Blüthete, fröhlich das Lamm blöckte durchs grüne Thal,
 Und holdselige Mädchen im Sonnenschein und im Mondschein
 70 Gern ausgingen aufs Feld: ach in der festlichen Zeit,
 Wenn sich des Dorfs Schulmeister beklagt, dass die Jugend ihm wegbleibt,
 Und beim Balle vergisst, was sie so mühsam gelernt:
 Siehe, dann bliesen wir lustig den Winterstaub von den Harfen,
 Schüttelten uns, und hinaus ging' es, wie vorigen Lenz.
 75 O wie bange geseufzt! Komm, küsse mich, Liebchen; ich bin ja
 Gerne geboren für dich, bleibe ja gerne bei dir.

Weg mit dem Traum! Dann wäre mein Liebchen allein in der Einöd'
Ohne mich; und den Mund, welcher so herzlich mich küsst,
Drückte mit plumpem Schmaz ein wirklicher Titeljustizrath**,
80 Oder ein pustender dickbäuchichter Dorfpredikant,
Der vom alten Homer im Vorbeigehn etwa gehört hat,
Dass er als blinder Heid' izo beim Teufel sich wärmt.

* Die Griechen, wenigstens bald nach Homer, dachten sich die Küste des Ozeans von Spanien nach Deutschland, (denn weiter gen Norden glaubten sie kein Land) von Hüperboreern bewohnt. Diese lebten unter Bäumen von Baumfrüchten, schuldlos und Lieblinge Apollons. Abaris, ein hüperborischer Priester, besuchte den weisen Püthagoras in Kroton.

** Ein Justizrat ist wirklich Justizrat, denn der Staat sagt, daß er's wirklich sei: aber darum noch kein wirklicher Justizrat. Ein wirklicher Justizrat hingegen ist zwar wirklich, weil der Staat es sagt, wirklicher Justizrat. Aber beide haben, als solche, wirklich auch nicht das geringste mit der wirklichen Justiz zu schaffen.

Voß' Gedicht ist 1784 in Eutin geschrieben. Die Überschrift richtet sich natürlich an Voß' Frau, die im Gedicht selbst am Anfang und am Schluß angedredet wird. Später hat Voß das Gedicht umgearbeitet und dann in *Der Abendgang* umbenannt;¹² obwohl er die Widmung „An Ernestine“ hinzugefügt hat, ist das weniger privat als der ursprüngliche Titel und entspricht deshalb eher den gehobenen Ansprüchen der klassischen Kunst.¹³ Die neue Überschrift bezeichnet jetzt die Situation, in der das Gedicht gesprochen wird: den gemeinsamen abendlichen Spaziergang mit Ernestine in einer frühlingshaften Natur, die man sich sehr gut in der holsteinischen Schweiz vorstellen kann, die im Gedicht aber ganz allgemein gehalten ist.

Das Gedicht ist eine Elegie, und das zunächst einmal seiner Form nach, denn es ist aus Distichen gebaut, d. h. aus Hexametern und Pentametern in regelmäßigem Wechsel, die jeweils zu zweit oder zu viert eine syntaktische Einheit bilden. Auch seiner Haltung nach ist das Gedicht eine Elegie, denn es spricht aus der Situation eines Mangels heraus: „Frage nicht, was mir fehle“, heißt es gleich am Anfang. Das ganze Gedicht ist eine einzige, zusammenhängende Rede, deren Kontext der Leser mühelos erschließen kann, ohne dass er ausführlich beschrieben würde: Hier redet Voß selbst bei einem abendlichen Spaziergang zu seiner Frau; er beantwortet damit ihre Frage, was ihm denn fehle, da er offenbar wie verstimmt oder wie geistesabwesend wirkt. Aus dieser Antwort geht hervor, dass er mit seinen Gedanken nicht irgendwo in der Gegenwart war, sondern in der Vergangenheit, bei den „Heldenseelen der Vorwelt“ (5), im Griechenland Homers. Diese „Vorwelt“ ist nun aber nicht einfach Vergangenheit, sondern sie ist eine Gegenwelt zur Gegenwart.

12 Sämtliche Gedichte von Johann Heinrich Voss. Bd. 3: Oden und Elegien. Königsberg 1802, S. 133-144.

13 Durch den Titel der ersten Fassung und die Widmung der zweiten signalisiert Voß dem Leser deutlich, dass das Gedicht eine persönliche Aussage ist. Das lyrische Ich und das biographische Ich des Autors sind so sehr an einander angenähert, dass es nur künstlich wäre, bei der Besprechung des Gedichts den literaturwissenschaftlich korrekten Begriff zu benutzen. Daher erlaube ich mir, im Folgenden umgangssprachlich von Voß und Ernestine zu sprechen.

Bezeichnend für den Charakter Griechenlands in diesem Gedicht ist schon die Ausgangssituation: die frühlinghafte Natur mit dem Blick auf den abendlichen Himmel mit den „wolkigen Riesengestalten, / Welche mit Purpur den Leib gürteten, mit Golde das Haupt.“ Das erinnert Voß an die „Helden der Vorwelt“, und so ist Griechenland von vornherein schon als eine natürliche Welt gekennzeichnet, aber zugleich auch als eine Traumwelt. Das wird am Schluß in V. 77 ausdrücklich gesagt. Es wird aber auch das ganze Gedicht hindurch nicht vergessen, sondern dadurch bewusst gehalten, dass das Ich von V. 11 bis V. 74 durchgängig in Konditionalsätzen spricht; alle sind abhängig von V. 11/12: „Lebt’ ich in jener Zeit, da Homer den starken Achilleus, / Und des duldenden Manns Tugend und Weisheit besang:“ Formal betrachtet, sagt dieser Satz: Wenn es so wäre, dann täte ich dies und das; inhaltlich besagt er aber nichts anderes als: Es ist nicht so, und deshalb kann ich dies und das nicht tun. Das Bild Griechenlands bleibt durch diese grammatische Form immer auf die Gegenwart bezogen, ohne dass das im einzelnen ausgeführt werden müßte, und es bleibt zugleich als ein Wunschbild erkennbar. Das ist ein Grundzug des Griechenlandbildes der Goethezeit: Es steht nicht für sich selbst, sondern ist Gegenwart zur Gegenwart, und es bezieht seine Anziehungskraft nicht zuletzt aus eben diesem Spannungsverhältnis.

Fragt man nun, wodurch das Wunschbild von Griechenland in Voß’ Gedicht charakterisiert wird und worin seine Anziehungskraft für den Rektor der Eutiner Lateinschule besteht, so lässt sich zunächst einmal feststellen, dass dieses Griechenland ganz und gar die Welt Homers ist. Voß möchte als Reisegefährte Homers durch Griechenland ziehen, von Ionien, also von Kleinasien, aus zu den Inseln der Ägäis, zum griechischen Festland hinüber und zum Peloponnes, von dem als berühmteste Landschaft Arkadien genannt wird. Dem ganzen Gedicht liegt eine Vorstellung zugrunde, die der Goethezeit aus der legendenhaften Überlieferung der Antike vertraut war:¹⁴ dass es Homer als eine Dichterpersönlichkeit wirklich gegeben habe, dass er durch Griechenland gezogen sei, um als berufsmäßiger Sänger (Rhapsode) seine Gedichte zur Harfe (die Voß in V. 50 erwähnt) vorzutragen, also in einer Rolle, die Homer selbst in seine erzählte Welt mit hineingenommen hat, indem er in der Odyssee beim Bericht über den Aufenthalt des Helden bei den Phäaken und bei der Darstellung der Vorgänge auf Ithaka vor und nach seiner Rückkehr dorthin Sänger auftreten lässt. Weiterhin wusste man, dass Homer vermutlich aus Smyrna stammte und dass er Schüler gehabt hatte, die sogenannten Homeriden, die von ihm seine Epen lernten und sie der Nachwelt überlieferten; noch zu Platons Zeiten, also mehrere hundert Jahre nach Homer, gab es diese Schule der Homeriden auf der Insel Chios vor der kleinasiatischen Küste. Ein solcher Homeride möchte Voß werden, ein Schüler Homers, der aus den „hyperborischen Wäldern“ im fernen Norden in den Mittelmeerraum wandert, um bei Homer zu lernen. Bezeichnenderweise ist aber nirgends im Gedicht

14 Legende von Homer dem fahrenden Sänger. Übertragen u. erläutert von Wolfgang Schadewaldt. Zürich u. Stuttgart 1959. – Hier sind die beiden Hauptquellen zusammengefasst: die angeblich von Herodot stammende *Vita Homeri* und die Erzählung vom Wettkampf zwischen Homer und Hesiod aus dem Traktat *Über Homer und Hesiod*.

davon die Rede, dass er nach seiner Lehrzeit in den Norden zurückkehren will, um etwa die Literatur der Hyperboreer auf das Niveau der griechischen zu heben; vielmehr ist Griechenland hier als eine Welt dargestellt, in der er bleiben möchte; es ist keine Durchgangsstation, sondern ein Idealzustand, ein Fluchtraum, in den man sich hineinträumt, um die eigene Gegenwart hinter sich zu lassen.¹⁵

Fragt man weiter, was denn Voß veranlasst, sich als Schüler Homers nach Griechenland zu wünschen, so ist vor allem zu bemerken, dass das nicht die Dichtkunst ist, nicht die Lehre des Hexametermachens oder die epische Technik. Alles das wird stillschweigend vorausgesetzt, aber im ganzen Gedicht geht es nicht um Homers Kunst, sondern um Homers Welt; sie wird im Gedicht geschildert. Was ihren Reiz ausmacht, wird in V. 17-22 gesagt:

Singend zögen wir bald in Jonien, bald in den Inseln,
Bald durch Hellas umher, und das arkadische Thal,
Sähn noch ungefälscht die Natur, und des goldenen Alters
Sitte, da gern ein Gott oder ein Engel erschien;
Unschuld, Treu' und Thaten der ungefesselten Menschheit
Sähn wir, und streuten zur That edleren Samen umher.

Bei diesem Überblick über die griechische Welt wird vom Peloponnes nur Arkadien erwähnt. Denkbar wäre an dieser Stelle auch eine Erwähnung Spartas, aber die Wahl fällt bezeichnenderweise auf Arkadien, denn das ist eine Ideallandschaft, eine Idyllenlandschaft, in der noch natürliche Zustände und die Sitten des Goldenen Zeitalters herrschen. Dieser Mythos von Arkadien stammt übrigens nicht aus der griechischen Antike, sondern aus der römischen. Für die Griechen ist Arkadien eine arme bäuerliche Landschaft, in der nur die Ziegen etwas zu beißen haben; erst bei Vergil wird Arkadien zum Mythos, zu einer Umgebung, in der die Menschen in ursprünglichen Verhältnissen ohne viel Arbeit glücklich leben können. In diesem Sinne erwähnt es auch Voß, ja er lässt ganz Griechenland wie ein Arkadien erscheinen. Der Mythos von Arkadien verbindet sich, wie schon in der Tradition, mit dem Mythos vom Goldenen Zeitalter,¹⁶ als die Natur, die Menschen und die Götter noch in friedlichem Einklang lebten, als noch eine natürliche Sittlichkeit herrschte und die Menschen noch keinen Zwang durch Gesetze, Herrschaft und moralische Gebote kannten. All das meint Voß, wenn er in V. 21 von „Unschuld, Treu' und Thaten der ungefesselten Menschheit“ spricht. Zur Zwanglosigkeit des Lebens im Goldenen Zeitalter gehört auch, ohne dass dies ausdrücklich gesagt würde, die Tatsache, dass diese Welt im besten Sinne human ist, ohne das Christentum und seine Triebfeindlichkeit zu kennen; nur ganz am Schluss erscheint dieser Aspekt im negativen Spiegelbild des Dorfpastors, „Der von Homer im Vorbeigehen etwa gehört hat, / daß er als blinder Heid' itzo beim Teufel sich wärmt.“

15 Nur die letzten acht Verse verändern die Perspektive. Vgl. unten S. 22.

16 Vgl. Hans-Joachim Mähl: Die Idee des goldenen Zeitalters im Werk des Novalis. Studien zur Wesensbestimmung der frühromantischen Utopie und zu ihren ideengeschichtlichen Voraussetzungen. Heidelberg 1965.

Ein für Voß wesentlicher Aspekt dieses arkadischen Griechenland ist es, dass Dichtung und Leben hier eine Einheit bilden. Homer sieht dort „Thaten der ungefesselten Menschheit“ und regt gleichzeitig zu edlen Taten an. Er wirkt erzieherisch und begeisternd, weil er die „Heldenseelen der Vorwelt“ besingt, „den starken Achilleus / Und des duldenden Mannes Tugend und Weisheit“, Odysseus. Das Gedicht schildert dann im Sinne der Genremalerei, dass der Dichter und seine Dichtung in dieser griechischen Welt ganz zu Hause sind: „Gleich willkommen im Hirtengeheg’ und im Palaste des Königs; / Beim nachbarlichen Schmaus’ oder bei Festen des Volks, / Wären wir überall wie daheim“ (23-25). Der Dichter wird hier von allen respektiert, weil seine Dichtung in allen Kreisen des Volks lebendig ist:

So wie wir Thäler und Höhn durchwanderten, hörten wir ringsum
Unserer Lieder Klang: hier von dem Jäger im Forst,
Dort beim Pflug’ und der Sense, vom Fischer am See und der Hirtin;
Unter den Linden des Dorfs lallten die Kinder sie nach;
Und Arbeiter am Weg’ und Wanderer zeigten mit Fingern,
Nickten und grüßten uns zu, namentlich, und wie bekannt. (30-35)

Man könnte sich lange darüber verbreiten, welche Wunschträume eines modernen Schriftstellers in solchen Versen stecken, aber nicht darauf soll es hier ankommen, sondern auf das ideale Bild von der Welt Homers, das sich aus dem Gedicht ergibt: Es ist eine einfache Welt, in der alles in einen natürlichen Kreislauf eingebettet ist und in der es zwar Hirten und Könige gibt, dieser Unterschied aber offenbar keine Rolle spielt, anders als in der Sozialordnung des 18. Jahrhunderts.

Das ist nun sehr charakteristisch für die Homer-Auffassung der frühen Klassik: Bis in die 1780er Jahre hinein las man Homers Epen als Abbilder einer natürlichen, harmonischen Welt, und als solche konnten sie immer auch als Gegenbilder zur eigenen Wirklichkeit dienen. So ist das in einer berühmten Episode in Goethes *Werther*, in der Werther, der bürgerliche Jurist, sich in einer adeligen Gesellschaft ausgestoßen fühlt und dann mit seinem Homer in der Tasche auf ein Dorf hinausfährt, um dort im Angesicht der untergehenden Sonne in der Odyssee zu lesen. Er liest den 14. Gesang, in dem Odysseus, als er nach Ithaka zurückkehrt, von dem Schweinehirten Eumaios bewirtet wird – eine Szene also, in der der Standesunterschied, der in der Wirklichkeit des 18. Jahrhunderts gerade so verletzend gewirkt hat, keine Rolle spielt, sondern in schlichter Menschlichkeit aufgehoben ist. „Das war alles gut“, lautet der letzte Satz in Werthers Bericht.¹⁷ Das ist dieselbe Verbindung von Homer, ländlicher Einfachheit und abendlicher Natur wie in Voß’ Gedicht, und es ist derselbe Gegensatz zur Gegenwart und zum Leiden an der Ungerechtigkeit der zeitgenössischen Gesellschaftsordnung, die Voß in der Anmerkung, die er dem „wirklichen Titeljustizrat“ (78) hinzugefügt hat, ziemlich verklausuliert ausdrückt.

17 Johann Wolfgang von Goethe: Werke. Hamburger Ausgabe. Hrsg. v. Erich Trunz. Bd. 6. 14. Aufl. München 1996, S. 67-69.

Dass man sich in Deutschland von Homer gerade dieses Bild macht, dass man ihn als Schilderer natürlicher gesellschaftlicher Verhältnisse versteht, ist weitgehend durch englische Autoren vorbereitet. Goethe berichtet darüber im 12. Buch von *Dichtung und Wahrheit*:

Glücklich ist immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal auftauen und an die Tagesordnung kommen, weil sie alsdann eine vollkommen frische Wirkung hervorbringen. Auch das Homerische Licht ging uns neu wieder auf, und zwar im Sinne der Zeit, die ein solches Erscheinen höchst begünstigte: denn das beständige Hinweisen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieser Seite betrachten lernte.

Das Interesse an Homer wird hier also ausdrücklich mit der Wirkungsgeschichte Rousseaus in Verbindung gebracht, denn „das beständige Hinweisen auf Natur“ lenkt den Blick natürlich zu allererst auf Rousseaus kulturkritische Schriften und deren nachhaltige Wirkung. Goethe sagt dann weiter:

Wir sahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angespanntes und aufgedunsenes Helldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart, und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehen.¹⁸

Homers Epen erscheinen also nun nicht mehr als Darstellung von Fürsten und Heroen im Geschmack des Barock oder als pädagogisch verwendbare Vorbilder wie Telemachos, der Sohn des Odysseus, den Fénelon zur Hauptfigur seines Erziehungsromans *Les aventures de Télémaque* (1699) machte, sondern als „abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart“. Das ist sehr charakteristisch: Man hat keinen Blick für die Idealisierung und Stilisierung in den Epen Homers, sondern versteht diese als unverfälschte Abbilder einer Wirklichkeit, die zwar uralt ist, aber immer noch Gegenwart. Das verbindet sich dann aufs engste mit der Vorstellung, dass sich in den niederen Schichten des Volks, vor allem in der bäuerlichen Gesellschaft, archaische, einfache Zustände erhalten haben. Das gilt ganz besonders für den Mittelmeerraum, aber auch für die bäuerlichen Verhältnisse in Deutschland (soweit man den Problemkomplex der Leibeigenschaft ausblendet). Das Volk, das man zuvor meist nur als Pöbel verachtet hat, wird am Ende des 18. Jahrhunderts aufgewertet, eben weil man es im Lichte Homers sieht. Das können drei Beispiele belegen, von denen die ersten beiden sich auf den Mittelmeerraum beziehen.

In der Einleitung, die Voß seiner Ausgabe der Werke seines Göttinger Studienfreundes Hölty beigab, berichtete er, dass Hölty und er im Winter 1773/74 eine Fußwanderung nach Italien verabredet hätten,

aus Begierde, einfältige Sitten des Alterthums in Gegenden der freiwirkenden Natur auszuforschen. [...] Das Bekannte, und was der Antiquar und der Künstler sucht, wollten sie umgehn, und dafür in freundlichen Dörfern, von der Heerstrasse entfernt, sich auf längere Zeit niederlassen, oder mit den Berghirten der Apenninen und des Ätna umherstreifen.

18 Goethe: Werke (wie Anm. 17), Bd. 9, 14. Aufl. München 2002, S. 137f.

[...] Dort, dachten sie, würde der Geist Homers, Hesiods, Theokrits, sie vernehmlicher ansprechen, und manches beantworten, was einem hier nicht einmal zu fragen einfällt.¹⁹

Aus dieser Fußwanderung wurde nichts, weil Hölty schon zu sehr von seiner Lungenkrankheit geschwächt war, als dass er sich die Kraftanstrengung hätte zumuten können. Aber auch wer bequemer reisen konnte, kam mit ganz ähnlichen Vorstellungen nach Italien. So gibt es – und das ist das zweite Beispiel – in Goethes *Italienischer Reise* eine ganze Reihe von Belegen dafür, dass Goethe Italien im Lichte Homers sah und erlebte. Kaum war er über den Brenner, so schrieb er nach Hause, er fühle sich jetzt „doch einmal in der Welt zu Haus und nicht wie geborgt oder im Exil“;²⁰ er sprach also ein Lebensgefühl aus, das er in Deutschland fast immer entbehrt hatte und wie Voß es sich in seinem Gedicht von Homers Griechenland erträumte. Später sagte er einmal über sein Nachtquartier, er fühle sich dort wie „in einer völlig homerischen Haushaltung, wo alles um ein auf der Erde brennendes Feuer in einer großen Halle versammelt ist,“²¹ und nach seinem Aufenthalt in Sizilien schrieb er:

Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse etc. kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt. Selbst die sonderbarsten erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie so gefühlt habe als in der Nähe der beschriebenen Gegenstände.²²

So fand Goethe in der südlichen Natur und im südlichen Volksleben immer wieder Elemente aus Homers Epen, insbesondere aus der Odyssee, und sah sich selbst in der Rolle des Odysseus. Bezeichnenderweise plante er in Italien ein Drama zu schreiben, das eine Episode aus der *Odyssee* behandeln sollte: die Liebe der Nausikaa zu Odysseus. Dieses Drama ist leider über drei Szenen nicht hinausgediehen, aber die Szenen im frühklassischen Stil der *Iphigenie* haben einen besonderen Reiz. Sie sind lyrischer als das Gedicht von Voß, haben aber trotzdem manches mit diesem gemeinsam: Hier wie dort ist Griechenland eine Welt natürlicher Menschlichkeit in einfachen gesellschaftlichen Verhältnissen. Es ist ein idyllisches Griechenland.

Das dritte Beispiel stammt aus einer Umgebung, die wenig dazu einzuladen scheint, sich in der Welt zu Hause zu fühlen: aus nasskalten Wintertagen in Deutschland. In den Weihnachtstagen des Jahres 1775 war Goethe mit einigen neuen Weimarer Freunden im Thüringer Wald unterwegs; man ritt, spielte Karten, wollte Schlittschuh laufen und fühlte sich fern vom Hof, „bey natürlich guten Menschen“, spürbar wohl. Am frühen Vormittag des Heiligen Abend schrieb Goethe an Herzog Carl August:

Die Kirche geht an, in die wir nicht gehen werden, aber den Pfarrer lass ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat. [...] Denn unmöglich ist die zu entbehren hier in der homerisch

19 Gedichte von Ludewig Heinrich Christoph Hölty. Neu besorgt u. vermehrt von Johann Heinrich Voss. Hamburg 1804, S. L.

20 Goethe: Werke (wie Anm. 17). Bd. 11. 13. Aufl. München 1994, S. 26.

21 Ebd., S. 120.

22 Ebd., S. 323.

einfachen Welt. Besonders fielen mir einige Verse ein und recht auf, da ich heute früh lang ausgeschlafen hatte und es nicht Tag werden wollte, was ohngefähr heisst: Und in ihre Felle gehüllt lagen sie am glimmenden Heerde, über ihnen wehte der nasse Sturm durch die unendliche Nacht und lagen und schliefen den erquicklichen Schlaf biss zum spät dämmernden Morgen.²³

Was Goethe hier einfiel, waren ungenau erinnerte, aber frei nachempfundene Verse aus dem Gesang der Odyssee, in dem Homer von der Übernachtung des Odysseus bei Eumaios erzählt, also eben jenem Gesang, den Werther in freier Natur gelesen hatte, um sich vom Ärger in der Gesellschaft zu befreien. Und diese homerische Welt stand auch in einem Spannungsverhältnis zur christlichen. Dass Goethe den Pfarrer des Dorfes um eine Homer-Ausgabe bitten lassen wollte, ist an sich nicht weiter auffällig, denn in einem Dorf war er nun einmal der einzige, bei dem solcher Buchbesitz überhaupt zu erwarten war. Aber dieser Vorgang erscheint in Goethes Brief in ironischem Licht, weil Goethe zwar, wie seine Freunde, auf den Weihnachtsgottesdienst, aber nicht auf die Lektüre Homers verzichten konnte. Wenn man das beiseite lässt, so bleibt festzuhalten, dass die thüringischen Wälder und Dörfer und das eigene halb sportliche, halb burschikose Leben Goethe als homerische Einfachheit erschienen und dadurch eine verklärende Aura bekamen; sie wurden für ihn zu einem Teil jener „uralten Gegenwart“, die angeblich in den homerischen Epen abgespiegelt war. Das überhöhte die vermutlich nur recht bescheidene Wirklichkeit so sehr, dass sie keiner Veränderung bedürftig erschien. Die Stimmung, die in Goethes Brief über dieser Szene liegt, lässt sich verallgemeinert ausdrücken: Was „uralte Gegenwart“ ist, hat eine Art irdischer Ewigkeit erreicht und ist daher nicht mehr ganz von dieser Welt, so real es auch aussieht. Goethes Brief an Carl August aus den Weihnachtstagen des Jahres 1775 ist symptomatisch für den Beginn einer Entwicklung, die bis in das 20. Jahrhundert reicht: die Idealisierung des bäuerlichen Lebens ins Einfache, Natürliche. Dafür liefert Rousseau den kulturkritischen Impuls und Homer den verklärenden Glanz.

So blieb es aber nicht immer. Im Rückblick auf die frühe Weimarer Zeit sagte Goethe 1811 einmal im Gespräch mit Friedrich Wilhelm Riemer:

Das Unzulängliche ist produktiv. Ich schrieb meine Iphigenia aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre des Stück ungeschrieben geblieben.²⁴

Diese Äußerung ist bezeichnend für den Wandel, der sich seit etwa 1790 im Verhältnis zur griechischen Antike vollzog. Das Gefühl, man könne einen unmittelbaren Zugang zur griechischen Kultur finden, weil sie ewige natürliche Verhältnisse spiegele, schwand, weil mit der genaueren Kenntnis der Quellen sich das Bewusstsein entwickelte, dass Homer nicht der Naturdichter war, den man anfangs in ihm gesehen

23 Goethe an Herzog Carl August, [Waldeck, 24. 12. 1775]. Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe. Hrsg. v. Hans Wahl. Bd. 1. Berlin 1915, S. 3.

24 Goethes Gespräche. Hrsg. v. Wolfgang Herwig. Bd. 2. Zürich u. Stuttgart 1969, S. 677.

hatte. Der Unterschied der beiden Fassungen der Vossischen Odyssee-Übersetzung, den Günter Häntzschel herausgearbeitet und neu bewertet hat,²⁵ ist exemplarisch für diesen Wandel. Voß entdeckte während des Arbeitsprozesses ganz wörtlich die Kunst der Dichtung Homers, vor allem die Regeln für die Behandlung der Pausen und der verschieden gewichtigen Silben im Hexameter, deren Beachtung diesen Versen erst ihren ganz eigenen Charakter gab. Er näherte daher nicht nur den deutschen Hexameter so weit wie möglich an den griechischen an, sondern gelangte auch zu der Überzeugung, dass man auch den Wortgebrauch, die Wortstellung und den Satzbau nicht an die deutschen Gewohnheiten der eigenen Zeit anpassen dürfe, sondern dem Kunstcharakter der homerischen Epen nur gerecht werde, wenn man die Eigenart der Originale auch dort nachbildete, wo sie fremd wirkte. Das irritierte die Zeitgenossen zunächst, aber nach der Jahrhundertwende schloss sich gerade die Generation der Romantiker in diesem Punkte Voß an. Friedrich Schlegel war schon 1796 zu der Überzeugung gelangt, die unnachahmliche Leichtigkeit Homers sei „nicht bloß kunstlose Natürlichkeit, sondern die Frucht der höchsten Vollendung.“²⁶ Die Übersetzungen aus dem Griechischen wurden daher paradoxerweise nicht immer leichter lesbar, sondern eher immer dunkler. Der Extremfall solcher Verfremdung waren Hölderlins 1804 erschienenen Übersetzungen der *Antigone* und des *Ödipus* von Sophokles. Darüber war man selbst in Weimar fassungslos und schob alles auf die unvollkommenen Griechischkenntnisse des Übersetzers. Das war in Einzelheiten nicht unberechtigt, ging aber am Kern des Problems vorbei: Hölderlins Stilwillen, seinem Bestreben, die griechischen Texte in ihrer ganzen archaischen Fremdheit ins Deutsche zu übertragen. Zur selben Zeit arbeitete Karl Wilhelm Solger ebenfalls an einer Sophokles-Übersetzung, die die Fremdheit zwar nicht so weit trieb wie Hölderlin, aber doch in dieselbe Richtung ging. Wilhelm von Humboldt übersetzte im selben Sinne den *Agamemnon* des Aischylos. Überhaupt wandte man sich jetzt vor allem den Tragödien zu, deren Chorstrophen ja besonders schwierig zu übersetzen waren; sie ließen sich formgetreu wohl überhaupt nur übersetzen, wenn man sich von vornherein entschloss, sie in ihrer Fremdartigkeit und Dunkelheit zu belassen.

Diese Entwicklung der Übersetzungen hatte ihre Entsprechung im literarischen Umgang mit den griechischen Vorbildern. Man braucht nur zu vergleichen, wie Goethe in seiner Straßburger Zeit und seinen ersten Weimarer Jahren über seine Homer- und seine Pindar-Lektüre redete und wie er es dann um 1800 im Briefwechsel mit Schiller tat, um den Unterschied deutlich wahrzunehmen. Was er sich zunächst ganz unmittelbar und mit gefühlvoller Hingabe zu eigen gemacht hatte, wurde ihm später zum Gegenstand des Studiums und der theoretischen Reflexion; der Theoretiker Aristoteles wurde für Goethe beinahe wichtiger als Homer selbst, als er sich zusammen mit Schiller Klarheit über das Wesen der epischen und der dramatischen Dichtung zu verschaffen suchte. Schließlich machte er sich sogar daran, mit diesem

25 Häntzschel 1977 (wie Anm. 4), bes. S. 150-199: „Der historische Standort der Voß’schen Übersetzersprache“.

26 Zit. nach Häntzschel 1977 (wie Anm. 4), S. 217.

theoretischen Wissen ein veritables Epos mit einem homerischen Stoff zu dichten, die *Achilleis*. Es war ein theoriegeleitetes Experiment, das er freilich bald wieder abbrach, weil es ihn zwang, mit fremder Stimme zu sprechen.

Ein eindrucksvolles Werk hätte die *Achilleis* wohl werden können, aber kaum ein populäres, selbst unter den Gebildeten nicht, denn mit dem Wandel der künstlerischen Prinzipien wurden nicht nur die Übersetzungen aus dem Griechischen dunkler und fremdartiger, sondern auch die Dichtungen, die unter dem Einfluß der Griechen standen. Man könnte das an der Umarbeitung demonstrieren, der Voß seine Elegie *An meine Ernestine* aus dem Jahre 1784 für die 1802 erschienene Ausgabe seiner Gedichte unterzogen hat. Ich will mich hier mit einem Blick auf die einleitenden Verse begnügen.

In der frühen Fassung setzt Voß damit ein, dass er auf eine ganz unauffällige Weise die vorausgehende Frage Ernestines wiederholt. Damit wird für den Leser die Sprechsituation des Gedichts vom ersten Vers an überschaubar: Das Gedicht ist Teil eines Dialogs, es ist Vossens Antwort auf Ernestines Frage, und diese wiederum ist eine Reaktion darauf, dass Voß verstimmt und bedrückt wirkt. Was nach dem Semikolon hinter dem ersten Satz folgt, sind Begründungen für seine Aussage, dass ihm in Wirklichkeit nichts fehle, obwohl es so aussieht. Die Begründungen sind alles Aussagen über sinnliche Wahrnehmungen: erst des Geruchssinns, dann des Gehörs und schließlich des Auges. Das ist ein planvoller, leicht überschaubarer Aufbau, der dem Leser aber als solcher gar nicht zu Bewusstsein kommt. Zugleich erhält der Leser damit Informationen über die Situation, in der Voß spricht: Ernestine ist bei ihm; es ist ein Frühlingsabend, an dem die untergehende Sonne die Wolken mit kräftigem Licht beleuchtet und an dem man die Nachtigall hört. Das alles ist ganz unaufwendig gemacht. Die Wörter werden wie in einem Prosatext betont und fügen sich ganz zwanglos der Form des Distichons; nur in V. 4 fällt die obligatorische Pause in der Versmitte zwischen das Akkusativobjekt und das Verb, so dass die Folge von zwei betonten Silben hier künstlicher wirkt als in V. 2, wo sie auf zwei parallel gebaute Hauptsätze verteilt ist und deshalb gar nicht als ungewöhnlich auffällt. Auch syntaktisch enthält V. 4 in der Wortstellung von „mit Golde das Haupt“ die einzige Abweichung von der normalen Ordnung flüssiger Prosa.

Dieser 4. Vers ist nun bezeichnenderweise der einzige, der in der Überarbeitung unverändert stehenbleibt. Alles andere wird zwar in der Substanz nicht wesentlich verändert, bekommt aber einen anderen Charakter und wird schwerer durchschaubar und künstlicher:

Nichts unheiteres sann ich, du Schmeichlerin. Dir ja gesellet,
Geh' ich so abendlich still blumige Pfade des Mais;
Und mich ergezt im Gewölk misförmiger Riesen Erscheinung,
Welche mit Purpur den Leib gürten, mit Golde das Haupt,
Bald dann schwinden in Dunst, wie die Trugideale des neuern
Genius. Aber der Nacht Sängerin hallet im Busch,
Nach wehmütiger Stille den Ton anschwellend mit Sehnsucht;
Dass die Seele von süß träumender Ahndung erbebt.

Voß verzichtet hier darauf, die Frage Ernestines zu wiederholen, und setzt mit einer Formulierung ein, die deutlich eine Antwort ist. Das ist von der Sprechsituation des Gedichts her im Grunde ganz konsequent, weil der Leser ja nur die Stimme des einen der beiden Dialogpartner hört, aber diese Konsequenz ist nur theoretisch einleuchtend, denn sie führt in der Praxis dazu, dass dem Leser die Orientierung über die Sprechsituation erschwert wird.

In der Reihe der Begründungen für die eingangs gemachte Aussage ist das Motiv von V. 2 neu: dass Voß und Ernestine sich auf einem Spaziergang befinden, eben jenem, der den neuen Gedichtstitel „Der Abendgang“ begründet. Das wird in der früheren Fassung des Gedichts nicht gesagt, und insofern ist die Überarbeitung eine Präzisierung, aber für den Ablauf des Gedichts und seine Aussagen ist es im Grunde ganz gleichgültig, ob die beiden am Eutiner See spazierengehen oder in der Laube ihres Gartens sitzen. Die Präzisierung bringt also keinen wirklichen Gewinn, sondern scheint allein dem Bemühen entsprungen zu sein, im ganzen Gedicht möglichst alles in Vorgänge und Handlungen umzusetzen und nicht statisch zu schildern. Dass das Umsetzen in Handlung diejenige Darstellungsform sei, die der Dichtkunst – im Unterschied zur bildenden Kunst – am gemäßesten sei, hatte Lessing ja in seinem *Laokoon* gerade am Beispiel Homers gezeigt und damit der beschreibenden Poesie in Deutschland den Garaus gemacht. Insofern zeugt eine solche Änderung, wie Voß sie vornimmt, von Kunstverstand, aber die Folgen dieser Prinzipientreue sind für den Leser des Gedichts doch problematisch. Die Einführung des Motivs des Spaziergangs ist nämlich damit verbunden, dass jetzt gleich im ersten Vers gesagt wird, dass die Gesellschaft Ernestines einer der Gründe für die Aussage ist, dass Voß nichts fehle. Hier wird allein durch die Nennung an allererster Stelle signalisiert, was am Schluss des Gedichts ausgesprochen wird: dass allein die Liebe zu Ernestine Voß dazu bewegen kann, gern in der Gegenwart zu bleiben und den Traum von Griechenland abzuschütteln: „Komm, küsse mich, Weibchen; ich bin ja / Gerne geboren für dich, bleibe ja gerne bei dir. / Weg mit dem Traum!“ Die Bedeutung der Liebe zu Ernestine gleich am Anfang des Gedichts zu erwähnen, ist also durchaus sinnvoll. Aber dieser Gewinn ist doch durch einen Verlust erkaufte, denn durch die Umarbeitung gerät das wahrnehmende Ich als Subjekt aller Sätze und als Bezugspunkt aller Wahrnehmungen aus dem Blick. Zugleich verschiebt sich die Abfolge der Motive der Begründungen: Der Geruchssinn verschwindet, und das Gehör kommt erst an dritter Stelle nach der optischen Wahrnehmung. Es wird aber dadurch aufgewertet, dass es eine neue Funktion bekommt, denn nun bewirkt der Gesang der Nachtigall, dass „die Seele von süß träumender Ahndung erbebt“. Es motiviert damit den Übergang aus der realen Gegenwart zum Traumbild Griechenland. In der früheren Fassung dagegen gibt es keinen Übergang; die Schilderung des Traumbilds setzt vielmehr mit einem Tonwechsel ins priesterlich Feierliche ein: „Siehe, mein Geist entschwebt zu den Heldenseelen der Vorwelt“, und nur ein schwache gedankliche Brücke zwischen den „wolkigen Riesengestalten“ und den „Heldengestalten“ verbindet die Gegenwart mit Griechenland.

Inhaltlich sind die Änderungen darauf angelegt, den Abstand zwischen Griechenland und der Gegenwart noch zu vergrößern und die Gegenwart – natürlich mit Ausnahme der Liebe zu Ernestine – ganz und gar in negativem Licht erscheinen zu lassen. So dürfte es kein Zufall sein, dass aus den „wolkigen Riesengestalten“ der ersten Fassung durch die Umarbeitung die Erscheinung „mißförmiger Riesen“ wird, denn damit wird die Vorstellung unterbunden, dass der Norden etwas vorspiegeln könne, was wie etwas Griechisches aussieht; die Wolkenbilder werden obendrein abgewertet zu „Trugidealen des neuern / Genius“ – und damit zu einem Hieb gegen die Romantiker und ihre Idealisierung des Mittelalters genutzt. Am Schluß des Gedichts wird diese Abwertung der eigenen Gegenwart noch auf den Begriff gebracht, denn dort ist nun von Barbarei die Rede, vom „Barbarthume der Neuern“ (V. 107). Barbarentum ist in der Vorstellungswelt der Antike der absolute Gegensatz zu allem Griechischen. Es ist deshalb auch ganz konsequent, dass Voß am Schluss des Gedichts dem Gedankengang eine neue Wendung gibt. Die frühe Fassung lenkt nämlich scheinbar unvermittelt zur Ausgangssituation zurück, indem Voß beruhigend zu Ernestine sagt: „Ich bin ja / Gerne geboren für dich, bleibe ja gerne bei dir“ und sich deshalb mit einem energischen „Weg mit dem Traum!“ von seinem Wunschbild losreißt. Er begründet seine Entscheidung, bei Ernestine zu bleiben, damit, dass diese ohne ihn schutzlos wäre und – *horribile dictu* – die Ehefrau eines Beamten oder eines Dorfpastors werden könnte. So bringt Voß den Anfang und den Schluss seines Gedichts zusammen, gibt dem verhältnismäßig langen Gedicht Zusammenhalt und Abrundung und motiviert zugleich seinen Titel *An meine Ernestine*. Die Umarbeitung lässt das im wesentlichen unverändert stehen und ersetzt nur den Beamten durch einen Kaufmann. Aber obwohl das Ende der ersten Fassung der Elegie völlig geschlossen ist, fügt Voß ihm bei der Umarbeitung doch noch in eine Art Coda hinzu. Mit ihr kommt er noch einmal auf seinen Traum zurück, denn er fügt hinzu, dass ihr gemeinsames Glück noch größer wäre, wenn Ernestine ihm nach Griechenland folgen könnte, „Als blauäugigte Schwester geliebt von hellenischen Jungfrau, / Und vom Vater Homer Töchterchen immer genannt.“ (V. 111f.) Die Formulierung dieser Coda ist nicht ganz geschickt, denn sie lässt den Gedanken des Vorwurfs anklingen, es liege bei Ernestine, zu entscheiden, ob sie Voß nach Griechenland folgen wolle oder nicht. Das ist natürlich nicht gemeint, aber die Formulierung bringt doch nicht völlig befriedigend zum Ausdruck, was Voß eigentlich sagen will. Man kann das aber beiseite lassen, denn wichtiger ist die Tatsache, dass auch in der umgearbeiteten Fassung Griechenland weiterhin das ideale Gegenbild zur Gegenwart ist und dass Voß den Gegensatz zwischen beiden Lebenswelten noch dadurch verschärft hat, dass er die Gegenwart – mit Ausnahme der Liebe Ernestines – nur negativ und polemisch gezeichnet hat.

Während die Auseinandersetzung mit der griechischen Antike zunächst vor allem eine Möglichkeit geboten hatte, der eigenen Gegenwart zu entkommen, wurde sie im Laufe der Jahre immer stärker zur Kritik an dieser Gegenwart und zum Kampf gegen sie. Bei Voß hat man das gern auf seinen Charakter, seine streitsüchtige

Rechthaberei, zurückgeführt, aber man hat dabei doch wohl verkannt, dass diese Haltung auch ihre literatur- und geistesgeschichtliche Begründung hatte. Voß hat sich selbst einmal in der im Jahre 1800 geschriebenen Ode *Darstellung*²⁷ in der Gestalt des Odysseus gespiegelt. Der Titel ist im Sinne von Klopstocks Dichtungstheorie gemeint: als das Bestreben, in der Dichtung den dargestellten Gegenstand nach dem Vorbild der Griechen nicht zuletzt durch den Rhythmus der Sprache zum Ausdruck zu bringen und dadurch auf den Hörer wirken zu lassen. Voß spricht in dieser Ode nicht ausdrücklich von sich selbst, aber es kann doch keinem Zweifel unterliegen, dass er sich selbst meint, wenn er von einem Dichter spricht, der „als willkommener Gastfreund / Hyperborischer Waldungen“ mit aufmerksamem Ohr am Helikon, dem griechischen Musenberg, gelauscht und dabei gelernt hat, die höchsten Ziele der Dichtkunst zum Ausdruck zu bringen: „Leidenschaft, / Edler Seelen Erhebung, / Ernst und Würde des Alterthums.“ Dieser Dichter, der „sich selber getreu“ ist, strebt „nach Ehre des Vaterlands“ „gleich dem Dulder Odysseus“. Von den Gefährdungen einer solchen Existenz durch die kunstfeindlichen Kyklopen oder durch verführerische Sirenenklänge ist die Rede, und dann endet das Gedicht mit einer Strophe, die dem Schiffbruch gewidmet ist, den der Heimkehrer Odysseus vor der Küste seiner Insel Ithaka erleidet:

Jezt durch grauses Orkans Brandungen unversehrt,
 Ach wie froh! wie bethrânt, küsst er das Vaterland:
 Zwar den Seinen ein Fremdling,
 Und treuherziger Freund' entblösst.

Das ist ein Bild für die Heimkehr des Homeriden in seine nordische Heimat, von der weder in der Elegie *An meine Ernestine* noch in deren umgearbeiteter Fassung *Der Abendgang* die Rede ist. Aber diese Heimkehr erscheint in merkwürdig fahlem Licht: Der Heimkehrer ist den Seinen entfremdet, hat seine Freunde verloren und ist also ganz auf sich allein gestellt, wenn er weiterhin für die „Ehre des Vaterlandes“ wirken will.

Voß lässt seine Ode auf diesem Ton enden, aber er rechnet doch wohl damit, dass sein Leser weiß, wie die Geschichte des Dulders Odysseus bei Homer ausgeht, nämlich damit, dass dieser die Ehre des Vaterlandes wieder herstellt, indem er die Freier umbringt, die sich in seinem Hause als Schmarotzer breitgemacht und seine Frau Penelope mit ihrer Werbung bedrängt haben. Diese Interpretation der Ode *Die Darstellung* mag etwas spekulativ erscheinen, aber sie rückt Voß' Gedicht doch in die Nähe einer zentralen Stelle in Schillers *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen*, die das fahle Licht, das über dem Schlussbild der Ode liegt, blutig rot werden lässt. Schiller spricht im 9. Brief über die Rolle des Dichters, der sich in der Auseinandersetzung mit den Griechen geschult hat, in seiner eigenen Gegenwart und formuliert energisch:

27 Johann Heinrich Voß: Sämtliche Gedichte. 3. Tl.: Oden und Elegien. Königsberg 1802, S. 198-201.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist.²⁸ Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann ein Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen.²⁹

Hier wird also ausgerechnet Orest, der Muttermörder, zur Exempelfigur für den modernen Künstler. Dessen Aufgabe ist es nach Schillers Meinung nicht, das Publikum seiner Zeit zu unterhalten und in seinen Vorlieben zu bestätigen, sondern es wahrhaft menschlich zu machen, indem er in der Gegenwart zur Geltung bringt, was die klassische griechische Dichtung und Kunst auszeichnet. Das Kunstprogramm der Weimarer Klassik hat also seine Wurzel in einer grundsätzlich kritischen Haltung zur eigenen Gegenwart. Darin liegt eine Gemeinsamkeit der Überzeugungen von Schiller, Goethe und Voß, und diese Haltung führt durchaus dazu, dass sie bereit sind, ihr Publikum notfalls auch zu seinem Glück zu zwingen. Aus dieser Haltung heraus hat Voß seine Homer-Übersetzung von 1793 veröffentlicht und immer noch weiter überarbeitet. Das Publikum ist ihm auf diesem Weg aber nicht wirklich gefolgt. Es hat sich zwar die Vossische *Ilias* zu eigen gemacht, weil sie der Stolbergschen an Genauigkeit und Treffsicherheit überlegen war, aber die Odyssee wurde doch nicht in der Fassung von 1793 zu einem der klassischen Werke der deutschen Literatur, sondern in derjenigen von 1781, seitdem Voß' Sohn Abraham und Michael Bernays sie 1837 bzw. 1881 neu veröffentlichten. So wird man wohl auch die frühe Fassung der Elegie *An meine Ernestine* dem *Abendgang* vorziehen. Nicht selten wirkt eben der „herzliche Geist“, den Schiller in der Vossischen *Odyssee* von 1781 spürt, stärker als die Verbindung von Kunstverstand und sprachlichem Wagemut, die Günter Häntzschel am Vossischen Homer von 1793 rühmt.

28 Diese Formulierung legt die Vermutung nahe, Schiller reagiere mit ihr polemisch auf Herders Aufsatz *Homer, ein Günstling der Zeit*. Das ist jedoch nicht der Fall. Schiller benutzte sie bereits im Erstdruck dieses Briefs im ersten Heft seiner Zeitschrift *Die Horen*, das zu Beginn des Jahres 1795 erschien. Das soeben erst fertig gewordene Manuskript von Herders Aufsatz erhielt er erst im August 1795 und veröffentlichte es im 9. Heft der *Horen*.

29 Friedrich Schiller: Sämtliche Werke. Hrsg. v. Gerhard Fricke u. Herbert G. Göpfert. Bd. 5. 4. Aufl. München 1967, S. 593.

„Sittsam ist es und keusch“ – Mittelalter-Rezeption bei Johann Heinrich Voß

von Patrick Peters

Es ist wohl nicht mehr als Binsenweisheit, dass sich in Richtung der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert das ‚Mittelalter‘ als gesamtkulturelles Phänomen in Deutschland etabliert. Besonders in der Literatur findet dies seinen Niederschlag, und spätestens bei den Romantikern stand die Mittelalter-Rezeption im Zentrum des dichterischen Schaffens und wurde auf zahlreichen Ebenen umgesetzt.¹ Auch für den Göttinger Hainbund im Allgemeinen und für Johann Heinrich Voß als herausragenden Vertreter der studentischen Dichtervereinigung im Speziellen lässt sich eine Mittelalter-Affinität herausarbeiten. Eine Affinität, die durchaus Anklänge zur weitaus bekannteren Rezeption der deutschen Romantiker besitzt: Das Mittelalter gilt als Ideal und wird verherrlicht, Übel und Missstände dieser Zeit bleiben unbeachtet. Bei der folgenden Untersuchung soll Voß im Mittelpunkt stehen, aber nicht exklusiv betrachtet werden. Aufgrund der literarischen Produktionstechnik der Göttinger liegt in der Gruppenphase (im Kern 1772 bis 1775) eine gegenseitige Befruchtung vor, so dass sich Voß in der Gruppe widerspiegelt und die Gruppe in Voß.

Dies geht auf Heinrich Christian Boie zurück, Vossens Förderer und Gründer des *Göttinger Musenalmanachs*: Er und befreundete Dichter hielten „wöchentliche Zusammenkünfte, in denen man die neu entstandenen dichterischen Versuche vorlas, ohne Schmeichelei beurteilte und verbesserte“.² Dies findet sich so auch direkt im Hainbund wieder, wie Voß an seinen Freund Ernst Theodor Johann Brückner schreibt, ein späteres und eher passives Mitglied des von Voß und fünf weiteren Studenten gegründeten Bundes: „Alle Sonnabend um vier Uhr kommen wir (Sie kennen uns ja schon) bei einem zusammen.“³

Die Bundesbrüder übernehmen also liebgewonnene und für sinnvoll und produktiv befundene ‚Rituale‘, um ihrem Bund damit einen formellen Rahmen zu geben. Dies ist der Grundstein für das Konzept, das die moderne Forschung – führend sind Steffen Martus,⁴ Paul Kahl⁵ und Simon Bunke⁶ – als Verbesserungsästhetik bezeichnet und

- 1 Die romantische Mittelalter-Rezeption wurde literar- und kulturhistorisch vielfach beleuchtet; hier ist nicht der Ort für ein weiteres Referat, das nichts Neues beitragen kann.
- 2 August Sauer: Einleitung. In: Der Göttinger Dichterbund. T. 1: Johann Heinrich Voß. Hg. von August Sauer. Berlin und Stuttgart o. J. (Deutsche National-Litteratur, Bd. 49), S. IX.
- 3 Voß an Brückner, 3. November 1772. In: Johann Heinrich Voß: Briefe nebst erläuternden Beilagen. Hg. von Abraham Voß. Bd. 1. Halberstadt 1829 (Reprint Hildesheim 1971), S. 96.
- 4 Steffen Martus: Die Entstehung von Tiefsinn im 18. Jahrhundert. Zur Temporalisierung der Poesie in der Verbesserungsästhetik bei Hagedorn, Gellert und Wieland. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 74 (2000), S. 27-43.
- 5 Paul Kahl: Das Bundesbuch des Göttinger Hains. Edition – Historische Untersuchung – Kommentar. Tübingen 2006.
- 6 Simon Bunke: „Immer Höltys Geist gefragt“. Inszenierungen von Autorschaft und Autorisation zwi-

als, vor allem von Kahl, genuines und hervortretendes poetisches Programm des Hainbunds identifiziert wird. Diese Tendenz zur kollektiven Verbesserung, die in der Forschung oft mit dem Begriff der kollektiven Autorschaft zusammengebracht wird, ist schon in den Briefen aus der Vorzeit des Bundes dargelegt worden, unter anderem bei Voß: „Ramler hat gegen Boie meine Ode an den Pfeifenkopf vertheidigt. Das bewog mich auf eine Verbesserung, die ich Ihnen hierbei sende.“⁷ Voß hat auch in seinem Schreiben über die Bundesgründung Brückner auf dieses Konzept hingewiesen: „Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten, und zu diesem Entzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feyerlicher zu halten.“⁸ Insofern soll der Blick nicht nur auf Voß ruhen, sondern zumindest auch exemplarisch die Mittelalter-Rezeption der Bundesbrüder aus dem Hain aufgreifen.

Dabei lohnt es sich jedoch, um die Basis für das weitere Verständnis des Komplexes „Voß und das Mittelalter“ zu schaffen, etwas in der Zeit zurückzugehen und zuerst bei den Begründern der damals zeitgenössischen Mittelalter-Rezeption anzusetzen. Es ist den Schweizer Publizisten Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger zu verdanken, dass die mittelhochdeutsche Dichtung wiederentdeckt wurde; sie schufen mit ihren ‚Editionen‘ die Grundlagen für die philologische Arbeit mit der mittelalterlichen deutschen Literatur. Bernd Weil bezeichnet diese Renaissance des Mittelhochdeutschen als zweite nach der des Humanismus:

Die sogenannte zweite Wiederentdeckung des deutschen Minnesangs setzte Mitte des 18. Jahrhunderts ein, als sich – vor allem während und nach dem Siebenjährigen Krieg (1756-1763) zwischen Preußen, Österreich und Sachsen – in Deutschland allmählich ein erwachendes Nationalgefühl abzeichnete. Die aufkommende patriotische Stimmung begünstigte das geistige Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich unter anderem in einer Hinwendung zu einer gemeinsamen Vergangenheit ausdrückte. Philosophie und Geschichtsschreibung, aber auch die Dichtkunst blieben davon nicht unbeeinflusst. Obwohl man sich zunächst mehr dem ‚germanischen Erbe‘ zuwandte, da das (katholische) Mittelalter in der nach-reformatorischen Zeit als „finster“ galt, begann man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Lieder der Minnesinger in grundlegenden Sammlungen erstmals einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.⁹

Besonders ab 1743 widmen sich Bodmer und Breitinger dem Minnesang (und dem *Nibelungenlied*). Aus dieser intensiven Beschäftigung entspringt denn schließlich auch die älteste aller „Gesamtausgaben“¹⁰ in welcher erstmals alle Texte der Großen Heidelberger Liederhandschrift C versammelt sind. Zuvor hatten die Schweizer 1748 eine Auswahl unter dem Titel *Proben der alten schwäbischen Poesie des Dreyzehnten*

schen Hölty, Göttinger Hain und Voß. In: Inszenierte Welt. Theatralität als Argument literarischer Texte. Hg. von Ethel Matala de Mazza und Clemens Pornschlegel. Freiburg im Breisgau 2003, S. 271-297.

7 Voß an Brückner, 17. Juni 1772. In: Voß: Briefe (wie Anm. 3), S. 84.

8 Voß an Brückner, 20. September 1772. Ebd., S. 92.

9 Bernd A. Weil: Rezeption des Minnesangs in Deutschland seit dem 15. Jahrhundert. Frankfurt am Main 1991, S. 71

10 Günther Schweikle: Minnesang. 2. korrigierte Auflage. Stuttgart und Weimar 1995, S. 62.

Jahrhunderts. Aus der Maneßischen Sammlung publiziert und darin ausgewählte Strophen von 81 Autoren¹¹ gesammelt. Die Motivation gerade für Bodmer, sich so exzessiv mit der mittelalterlichen Literatur zu befassen, hat Leibrock unter dem Schlagwort „Bodmer und die Gefahr des ‚tödlichen Vergessens‘“¹² zusammengefasst. Für Leibrock habe Bodmer das Bewusstsein gehabt, „die mittelalterliche deutsche Literatur vor Untergang und Vergessen zu retten“¹³ und belegt dies anhand eines Briefes Bodmers an Schinz aus dem Jahr 1779: „Ist es weniger menschenliebe sie im leben zu erhalten, als einen Ertrunknen oder Erfrorenen wieder ins leben zurückzubringen?“¹⁴ Bei den Göttinger Hainbühlern findet sich eine Kombination aus beiden Motivationen, einmal der Furcht vor dem Vergessen, einmal die patriotische Stimmung, die ins als genuin deutsch verstandene Mittelalter zurückgreift.

Führend bei der Rezeption der Minnedichtung im Göttinger Hainbund ist Johann Martin Miller, aber auch Voß weist in seinem Korpus der Göttinger Zeit deutlich auf das Mittelalter hin. Zum Beispiel der passend mit *Der Minnesang*¹⁵ benannte Text, den Paul Kahl als einen „Lobpreis Bodmers, der mit seinen Veröffentlichungen des Minnesangs die Minnesangnachahmungen im Göttinger Hain ermöglichte“¹⁶ bezeichnet.

Der Minnesang

Lange traurte der Geist Walthers in Ludewigs
 Büchersäale, wo Staub hüllte den Minnesang
 Jener goldenen Zeiten,
 Da noch Heinriche herrscheten.

Sorgsam wehrt' er den Schwarm nagender Motten ab
 Von der farbichten Schrift, sorgsam barg er noch
 Ihre Deutung den Blicken
 Des unheiligen Galliers.

Oftmals horcht' er an dir, Donau, ob niemand sey,
 Den des Ahnen Gesang kümmerte: niemand war!
 Zornig bäumt' er im Sturm des
 Stromes Wogen, und floh zurück.

Endlich sahst du die Schmach, Bodmer, und standest auf,
 Zu erlösen das Lied aus der Gefangenschaft;
 Und nach müdender Arbeit
 Gabst du's wieder dem Lande Teuts.

11 Felix Leibrock sagt, es seien „insgesamt 82 Dichter“ gewesen. Felix Leibrock: *Aufklärung und Mittelalter. Bodmer, Gottsched und die mittelalterliche deutsche Literatur*. Frankfurt am Main u. a. 1988, S. 17.

12 Ebd., S. 69.

13 Ebd.

14 Zit. nach ebd.

15 Kahl: *Das Bundesbuch* (wie Anm. 5), S. 103f. (Bundesbuch Bd. 1, Nr. 114).

16 Ebd., S. 456

Und der forschende Geist fand, den er suchte, jetzt.
An der Donau Gestad spielte der rosichte
Knabe, der es verdiente,
Von dem Sänger umschwebt zu seyn.

Sprich, o Miller, was war jene Gestalt von Licht,
Die im Traume dir oft lächelnd von Tugend sprach?
Und was klangen für Töne
Um dein nächtliches Lager her?

Warum klopfte dein Herz so, wenn des Fruhlinges
Erstes Veilchen du fandst? Warum entzückte dich
So die rieselnde Quelle,
Und das Säuseln des grünen Hains?

Voß geht direkt in den ersten Versen *in medias res* und führt den Zeitgeist vor: „Lange traurte der Geist Walthers in Ludewigs / Buchersaalen, wo Staub hüllte den Minnesang / Jener goldenen Zeiten, / Da noch Heinriche herrscheten“ (1-4). Es ist ein Aufruf gegen das Vergessen und ein Glücksempfinden darüber, dass „Walthers“ (1) Lieder, hier meiner Auffassung nach als *pars pro toto* für den Minnesang an sich – der ja als umfassender Gattungsbegriff denn auch im zweiten Vers auftaucht – zu sehen, wiederentdeckt und zugänglich gemacht wurden. Die zeitliche Dimension wird im klagenden Auftaktadverb „lange“ (1) verdeutlicht, die Bewertung des Zustandes folgt direkt mit dem zweiten Wort, dem Präteritum „traurte“ (1): Dies ist fast aus der Perspektive der Lieder geschrieben, die unentdeckt jahrhundertlang ‚geschlafen‘ haben und deshalb trauern.

Voß macht damit klar, welchen Stellenwert der Minnesang – von dem ja nur ein kleiner Teil tatsächlich durch Bodmer und Breitinger bekannt gemacht worden war – für ihn (und somit vermutlich für die Gruppen generell hat, ist *Der Minnesang* doch vor der Gruppe deklamiert und ins Bundesbuch aufgenommen worden) hat. Er – ich setze hier bewusst Autor und Sprechinstanz gleich – betrauert, dass diese literarischen Zeugnisse „Jener goldenen Zeiten“ (3) nicht schon früheren Generationen offen gelegt worden sind und kritisiert, dass niemand „des Ahnen Gesang kümmerte“ (10). Hier bricht auch eine prä-romantische Liebe für das Mittelalter durch, das als „goldene[] Zeiten“ (3), nicht als dunkel und finster betrachtet wird – und das ohne die für den Hainbund typischen anti-katholischen Attacken. Es ist ein spezifisch *deutsches* Erbe, das „Bodmer“ (13) dem „Lande Teuts“ (16) wiedergegeben hat und das sich gegen den „unheiligen Gallier[]“ (8) mit seinem „weicher Franzen Gesang, und der Ausonische / Schmerz in rasenden Opern“⁴⁷ (46-47) wendet. Der Minnesang wird dementsprechend als eine frühe Form patriotischer Kunst verstanden (und es wird als „Schmach“ (13) bezeichnet, dass dies so lange unentdeckt geblieben ist), die ganz parallel verläuft zu den als deutsch verstandenen und in vielerlei anderen

17 Den kulturpatriotischen Impetus solcher Angriffe habe ich in meiner Dissertation *Männer aus dem Hain. Studien zum Mannlichkeitsdiskurs in der Lyrik der Göttinger Hainbündler* (Essen 2014) eingehend untersucht. Dies soll hier nicht weiter ausgeführt werden.

Kontexten ebenfalls formulierten Verhaltens- und Tugendmerkmalen: „Sittsam ist es und keusch; nie wird ein Buhlerscherz, / Wenn ihrs singet zur Laute, / Schnell mit Röthe die Wang’ umziehn!“ (42-44).

Es ist zwingend, an dieser Stelle stärker auf den Vaterlands- und Männlichkeitsdiskurs des Göttinger Hainbunds abzustellen. Die Kategorien sind konstitutiv für das Mittelalterverständnis von Voß, der einer der führenden Treiber dieser Kernthemen der Dichtervereinigung war. Die Hainbündler sehen sich als ‚deutsche‘ Dichter, die den patriotischen Gedanken als umfassendes Gut (politisch, kulturell, historisch) transportieren wollen, um so für ein neues Verständnis zu werben, das sich vor allem von franko- und italophilen Tendenzen abkoppelt und sich auf die identitätsstiftenden Ursprünge der deutschen ‚Nation‘ zurückbesinnt.

Eine Basis dafür ist der Germanenfürher Arminius/Hermann. Er steht für den Hainbund im Allgemeinen und Voß im Speziellen als Symbol für das kulturpatriotische Grundverständnis der Dichtervereinigung und als Idol, das sich gegen die Römer gestellt und im „Lande Teuts“ für Freiheit gesorgt hat. Daraus ergeben sich auch charakterliche Merkmale für die Generation der Hainbündler, die Voß lyrisch ausspielt: Die „Enkel Hermanns [...] / Sind bieder, edel, gut“ (5-6) heißt es zum Beispiel in Vossens Widmungsgeicht *An Teuthart*.¹⁸ In direkter Linie werden hier Merkmale, die für ‚Deutschland‘ stehen, vom legendären Rombezwiner und Freiheitsabgott der Deutschen hergeleitet und in der erzählten Zeit der lyrischen Situation als Zeichen von Tugend im kulturpatriotischen Sinne ausgedeutet. Setzt man diese Äußerungen Vossens mit der ‚Erthematik‘ des vom Göttinger Hain postulierten Vaterlandsdiskurses in Verbindung, so ergibt sich eine vaterländische Reihe, die vom Germanen Arminius/Hermann über das Mittelalter bis in die Zeit des Hainbunds reicht, in dem diese jungen Männer und einige andere national eingestellte Dichter deutsches Erbe und deutsche Eigenschaften wieder in der Gesellschaft verankern wollen, um so ihrer Rolle als Nachfahren und ihren „Ahnen“ (*Der Minnesang*, 10) – ein Begriff, der nicht nur in diesem Text Verwendung findet – gerecht zu werden.

Um zu *Der Minnesang* zurückzukommen: Das Mittelalter wird als goldene Zeit herausgestellt, die von einer guten Regierung (Kaiser Heinrich) geprägt war, und kann als Vorbild für die Generation des Göttinger Hainbunds gelten. Bodmer ist es zu verdanken, dass das alte „Lied aus der Gefangenschaft“ (14) befreit wurde. Daran sollen sich die Heutigen orientieren, an den Inhalten ausrichten und erkennen, was das Mittelalter für die Jetztzeit bieten und vorleben kann. Voß verknüpft dies ganz stark mit konzeptioneller Gegenwarts kritik. Das Minnelied ist für ihn Ausdruck eines ehrenhaften Liebeskonzeptes, das „Reiner als Lerchengesang / Aus den Lüften im Mai“ (37-38) und „sittsam und keusch“ (42) ist und sich diametral von dem unterscheidet, was der „Franzen Gesang“ (46) darstellt. Gerade die Jüngerer („Töchter Germaniens“, 41) sollen dies als Beispiel nehmen und für ihr Leben strukturell aufnehmen. Dadurch bleiben sie unschuldig, und das in Zeiten, die den Hainbündlern

18 Sauer: Voß (wie Anm. 2), S. 175.

zufolge bereits völlig verkommen sind. Das mittelalterliche Lied ist also nicht nur ästhetisch vorbildlich, sondern gerade auch inhaltlich. Es spiegelt in der Kunstform das Verständnis des Mittelalters als goldene Zeit und gibt Handlungs- und Verhaltensanweisungen für ein ‚gefälliges‘ Leben. Das Mittelalter eignet sich also, folgt man Vossens Verständnis nach, explizit dafür, das aktuelle Zeitalter zu beeinflussen. Die Rückbesinnung aufs Mittelalter bringt nur Vorteile und hebt ‚Deutschland‘ und die ‚Deutschen‘ auf ein neues Niveau des sittsamen und keuschen Miteinanders. Das ‚dunkle‘ Mittelalter ist damit vielmehr zu einer hellleuchtenden Epoche aufgerückt, die gesellschaftlich, sozial und kulturell echte Vorbildfunktion benutzt – ein ‚Rückfall ins Mittelalter‘ wäre für Voß ein Fortschritt, kein Rückschritt.

Wie weitgehend bekannt, sieht sich der Göttinger Hainbund (und damit auch Voß) in der unmittelbaren Nachfolge von Friedrich Gottlieb Klopstock. Deshalb ist auch die Mittelalter-, spezielle die Minnesang-Rezeption nicht nur durch Bodmer und Breitinger, sondern eben auch durch Klopstock vorgegeben. Dieser ‚Übervater des Hains‘ hat mit seiner Ode *Kaiser Heinrich* (erste Fassung 1764, Überarbeitung 1771) seine Periode der vaterländischen Gesänge eingeleitet.¹⁹ Thema des Textes ist „das Verhältnis der mittelalterlichen deutschen Kaiser von Karl dem Großen (742-814) über Friedrich Barbarossa (1121-1190) bis hin zu Heinrich dem VI. (1165-1197) zur Dichtkunst.“²⁰ Klopstock feiere die „Vereinigung von Kaisertum und Dichtertum bei Heinrich dem VI., aus dessen Minneliedern er zitiert [...], als Ideal.“²¹ Laut Schmid habe Klopstock beabsichtigt, „den deutschen Fürsten das nationalliterarische Interesse anzutragen, indem er ihnen das Bild einer höfischen Nationaldichtung im Mittelalter“²² vor Augen führte. Dies formuliert Klopstock in seiner Ode beispielsweise in den Versen

Tritt, Barbarossa, höher als er empor;
Dein ist der Vorzeit edler Gesang! Denn Karl
Liess, ach umsonst, der Barden Kriegshorn 50
Tönen dem Auge. Sie liegt verkennet

In Nachtgewölben unter der Erde wo
Der Klosteröden, klaget nach uns herauf
Die farbenhelle Schrift, geschrieben,
Wie es erfand, der zuerst dem Schall gab 55

In Hermanns Vaterlande Gestalt, und gab
Altdeutschen Thaten Rettung vom Untergang!
Bey Trümmern liegt die Schrift, des stolzen
Franken Erfindung, und bald in Trümmern²³

19 Weil: Rezeption des Minnesangs (wie Anm. 9), S. 174f.

20 Ebd., S. 175.

21 Ebd.

22 Christoph Schmid: Die Mittelalterrezeption des 18. Jahrhunderts zwischen Aufklärung und Romantik. Frankfurt am Main u. a. 1979, S. 228.

23 Friedrich Gottlieb Klopstock: Kaiser Heinrich. In: Friedrich Gottlieb Klopstock: Oden. Bd. 1, Leipzig 1798, S. 199-204, V. 48-60.

Klopstock bezieht sich explizit aus dem Mittelalter weiter zurück auf die „Vorzeit“ (49), in der „der Barden Kriegshorn“ (50) noch erklungen ist. Dass dies auf eine mythisierte germanische Zeit abzielt, liegt klar vor Augen, vor allem dann, wenn man „Hermanns Vaterlande Gestalt“ (57) heranzieht. Hermann geht dem Mittelalter voraus, in dessen Figur sich der Zusammenfall von Dichtkunst und vaterländischer Kraft („Altdeutsche[] Thaten“, 58) konkretisiert. Dass früher ‚alles besser war‘, lässt sich schon an den Anfangsversen der Ode ablesen: „Lass unsre Fürsten schlummern in weichem Stuhl, / Vom Höfling rings umräuchert, und unberührt“ (1-2). Die heutigen Herrscher sind nur mit sich selbst beschäftigt und damit, sich von ihren Höflingen preisen zu lassen; die Macht und Kraft der Alten ist ihnen völlig verloren gegangen. Es ist also für Klopstock zwingend geboten, sich zurückzubedenken auf die alte Zeit, in der Könige wie Heinrich regierten und die noch wussten, welche Bedeutung die Leistungen Hermanns hatten. Dass dies heute fehle, ergibt sich eben aus den ersten Versen:

Minnelied

Der Holdseligen
 Sonder Wank
 Sing' ich fröhlichen
 Minnesang:
 Denn die Reine,
 Die ich meine,
 Giebt mir lieblichen Habedank.

 Ach! bin inniglich
 Minnewund!
 Gar zu minniglich
 Dankt ihr Mund;
 Lacht so grußlich,
 Und so kußlich,
 Daß mir's bebt in des Herzens Grund!

 Gleich der sonnigen
 Veilchenau,
 Glänzt der wonnigen
 Augen Blau;
 Frisch und ründchen
 Ist ihr Mündchen,
 Wie die knospende Ros' im Tau.

 Ihrer Wängelein
 Lichtes Rot
 Hat kein Engelein,
 So mir Gott!
 Eia! säß' ich
 Unablässig
 Bei der Preißlichen bis zum Tod.²⁴

24 Sauer: Der Göttinger Dichterbund (wie Anm. 2), S. 233-234.

Vossens *Minnelied* stellt sich inhaltlich, wenngleich lyrisch eher weniger, vollends in die Tradition des hochmittelalterlichen Liedes. Motivisch und von den Aussagen her folgt Voß den Alten. Dies stellt er auch in einem Brief an den Freund Brückner heraus:

Ich wünsche, daß dir mein Minnelied gefalle. Ich weiß sonst wohl, daß ich eigentlich kein Liederdichter werden kann. Dies war aber ein plötzlicher Einfall, da mich die allerliebsten Minnelieder des von der Vogelweide und des von Lichtenstein entzündeten. [...] Die ungewöhnlichen Wörter sind alle minnesingerisch, ausgenommen sonnigen, wonnigen, und ründchen, welche ich selbst gewagt habe.²⁵

Allzu deutlich wird dies bereits in den ersten Versen: „Der Holdseligen / Sonder Wank / Sing’ ich fröhlichen Minnesang: / Denn die Reine, / Die ich meine, / Giebt mir lieblichen Habedank.“ (1-7) Das lyrische Ich, räumlich, zeitlich und persönlich nicht identifizierbar, singt das geliebte Mädchen, die „Holdselige[.]“ (1) an und versetzt beide dadurch in die Minnesituation. Dabei ruft das lyrische Ich zahlreiche Naturvergleiche auf, um das Mädchen zu ehren und die typische Minne-Sprechweise anzunehmen: „Gleich der sonnigen / Veilchenau, / Glänzt der wonnigen / Augen Blau; / Frisch und ründchen / Ist ihr Mündchen, / Wie die knospende Ros’ im Tau.“ (15-21) Alle Naturschönheiten werden mit dem Mädchen in Verbindung gebracht, wobei das lyrische Ich immer im Komparativ verhaftet bleibt. Es vergleicht tatsächlich, ohne darüber hinauszugehen und dem Mädchen mehr Vorzüge anzudichten als die Natur selbst vorhält. Eine Überspitzung findet nur in der letzten Strophe statt: „Ihrer Wängelein / Lichtes Rot / Hat kein Engelein, / So mir Gott! / Eia! saß’ ich / Unablässig / Bei der Preißlichen bis zum Tod.“ (22-28) Der Vergleich mit dem „Engelein“ (24), also einem göttlichen Wesen, geht zum offensichtlichen Vorteil des Mädchens auf, das lyrische Ich geht sogar soweit, dafür Gott als seinen Zeugen anzurufen, um die körperliche Vollkommenheit des Mädchens zu bezeugen; die Anmutung scheint für den Sprecher überirdisch zu sein, anders lässt sich der Ruf „So mir Gott!“ (25) nicht erklären.

Das Gedicht bleibt in vielen Details der Tradition treu (allerdings nicht in allen). Voß unternimmt keinen Ausbruch aus der Minnesituation, die bekanntlich von ‚ehrevollen‘ beziehungsweise ‚unschuldigen‘ Prinzipien weitgehend bestimmt ist. Das Mädchen wird als die „Reine“ (5) apostrophiert, es gibt dem lyrischen Ich „lieblichen Habedank“ (7), ihr Mund dankt „minniglich“ (10) und „Lacht so grußlich, / Und so kußlich, / Daß mir’s bebt in des Herzens Grund! (8-14). Der Dank wird nur verbal geäußert, das immer treue Mädchen („Wank“ (2) entspricht mhd. „wanc“ für Untreue) vergibt keinen physischen Lohn!

Voß bleibt aber gleichzeitig auch perspektivisch platonisch, er deutet nicht einmal die Möglichkeit einer späteren (gewünschten) erotischen Begebenheit an. Damit geht der Hainbündler in seinem Frauenpreislied (das *Minnelied* kommt dieser Form des Minnesangs am Nächsten) sogar zum Teil noch über die Sänger des Mittelalters hinaus, die zumindest die (imaginierte) Möglichkeit des körperlichen Liebeserleb-

25 Zit. nach Kahl: Bundesbuch (wie Anm. 5), S. 490.

nisses oftmals nicht außer Acht gelassen haben (Stichwort: Lohn des Sängers!). Vielmehr verwebt Voß die Vorstellungen des Göttinger Hainbunds mit dem Minnekonzept, die keusche Sittsamkeit als *conditio sine qua non* für eine funktionierende Gesellschaft ansetzen. Es bleibt also bei unschuldigen Andeutungen, Lohn wird nicht verlangt, es wird keine Aussicht auf körperliche Liebe aufgeworfen, sie wird nicht einmal erträumt. Auch bleibt im Unklaren, ob überhaupt eine gegenseitige Beziehung stattfindet, oder ob die wirkliche Zuneigung eher einseitig fundiert ist. Zwar lesen wir vom „lieblichen Habledank“ (7), von Lachen und einem Gruß; aber ob sich darin eine echte Erwidern widerspiegelt, lässt sich kaum ermessen. Auch der Treueschwur der letzten Verse findet keine Entsprechung bei dem Mädchen in der lyrischen Schilderung.²⁶

Was ebenso fehlt, ist eine, wenigstens angedeutet, gesellschaftliche Dimension. Jede soziale Kategorie wird ignoriert. Der Stand der Adressatin fehlt völlig, auch wenn man wohl annehmen darf, dass wir es mit ‚niderem‘ Personal zu tun haben. Wenn wir beim Konzept der ‚nideren Minne‘, ausgehend von Walther von der Vogelweide, immer den ständischen Aspekt im Hinterkopf behalten müssen, der sich diametral von der ‚hohen Minne‘ und der inhärenten höfischen Umgebung unterscheidet, finden wir keinen Beleg dafür bei Voß. Walther ordnet die ‚niedere Minne‘ der „strâze“ zu, die auf einen verderblichen reinen trivialen Lustgewinn aus sei.²⁷ Wird die Frau in der ‚hohen Minne‘ als unerreichbare Minneherrin gezeichnet, erscheint sie in dem Gegenentwurf als „davon abgesetzte Figur“,²⁸ in der sich der „lîp nâch kranker liebe“²⁹ (Walther von der Vogelweide) verwirklichen kann, ohne sich den Sanktionen gesellschaftlich tragfähiger Liebe aussetzen zu müssen.

Voß stellt sich selbst in die Tradition der höfischen Klassik, ohne sich aber den konzeptionellen Spielregeln vollständig zu unterwerfen. Er bedient sich motivisch an den großen Vorbildern und lässt sich von ihnen zur Lieddichtung anregen, er setzt aber genauso eigene Akzente, die bereits 1773 auf den hohen moralischen Gestus des Dichters (und damit auch der Gruppe) hinweisen. Man muss sich noch einmal vergegenwärtigen: Während die Minnesänger den Minnelohn als „ersehnte Erfüllung“³⁰ ansehen und diesen auch imaginieren beziehungsweise bisweilen einfordern, findet dies bei Voß nicht statt. Seine literarische Mittelalter-Rezeption geht, nicht nur ex-

26 Es geht hierbei nicht darum, Vossens Nachdichtung aufgrund der fehlenden erotischen Dimension defizitär erscheinen zu lassen. Die Annäherung an die Minnedichtung bedeutet für Voß vor allem eine sprachliche Aneignung der mittelalterlichen Vorlagen, die wohl auch von seinem philologischen Interesse getrieben wird, wie man dem Brief von Voß an Brückner vom 18.4.1773 entnehmen kann: „Ich denke noch mehr Minnelieder zu machen, und in jedem was neues zu wagen, denn ich möchte die Sprache gar zu gern ein wenig zärtlicher haben. Die Minnelieder sind ein wahre Schatzhaus von deutscher Sprache und origineller Empfindungen, und man kann sie leicht verstehen lernen. Die alte schwäbische Sprache ist fast dieselbe mit der plattdeutschen, nur dem Dialekte nach verschieden.“ Voß: Briefe (wie Anm. 3), S. 137f.

27 Schweikle: Minnesang (wie Anm. 10), S. 176.

28 Ebd.

29 Zit. nach ebd.

30 Ebd., S. 177.

emparisch in diesem Text, nur so weit, wie der Gestus des Hainbunds es erlaubt. Und dies gilt auch für die ausgemachten ‚Minnedichter‘ Hölty und Johann Martin Miller (die aber kaum an die Qualität der mittelalterlichen Dichter heranreichen und bisweilen sogar kurios wirken³¹).

Zur Abrundung soll beispielhaft verdeutlicht werden, dass sich dieses Konzept der ‚angepassten‘ Minnedichtung durch die Lyrik des Hainbunds zieht und Voß sich damit in guter Gesellschaft befindet. Hölty's Minneklage *Die Nachtigall* setzt mit einem Natureingang ein:

Die Nachtigall

Die Nachtigall
Singt überall,
Auf grünen Reisen,
Die besten Weisen,
Tönt süße Ruh
Den Leuten zu.

Der grüne Wald
Und Busch erschallt
Von ihrer Minne.
Mit frohem Sinne
Hört jedermann
Den Vogel an.

Ich, leider nicht,
Es bricht, es bricht,
Trotz allen Fugen,
So Vögel schlugen,
Vor Minneschmerz,
Mein armes Herz.³²

Der Natureingang der ersten Strophe ist ein typisches Element des Minnesangs aller Zeitepochen: Heinrich von Morungen, Reinmar, Hartmann von Aue und vor allem Walther von der Vogelweide und Neidhart aus dem Reuental modellieren solche Natureingänge als Einleitungsfiguren in ihre Lieder, und auch für die als ‚später Minnesang‘ bezeichnete Liedlyrik des 13. Jahrhunderts lassen sich zahlreiche Belege für die Popularität dieser Gestaltung finden. Bei Hölty ist der Natureingang szenisch, kein minnesängerisch bewegender. Es gibt nicht die typische Dialektik, kein ‚gesellschaftlicher‘ Raum wird entworfen, und überhaupt deutet nichts auf einen persönlichen Gefühlsstrom eines lyrischen Ichs hin, das ohnehin erst in der dritten und letzten Strophe einsetzt. Es fehlt die *Gegenüberstellung* der Traurigkeit der Sprechinstanz und der Freude der ‚Öffentlichkeit‘; nur auf den „frohe[n] Sinn[.]“

31 Vgl. Hans-Georg Kemper: Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit. Bd. 6/III: Sturm und Drang: Göttinger Hain und Grenzgänger. Tübingen 2002, S. 177f.

32 Kahl: Bundesbuch (wie Anm. 5), S. 141 (Bundesbuch Bd. 1, Nr. 165).

(10) einer als die Gesamtheit verstandenen Gruppe wird verwiesen. Das Eigentliche des minnesängerisch bewegenden Natureingangs fehlt: nämlich das lyrische Ich.

In der letzten der drei sechszeiligen Strophen von *Die Nachtigall* schlägt dann die Minneklage mit voller Wucht durch. „Ich, leider, nicht“ (13) bricht das lyrische Ich, das hier seinen ersten Auftritt hat, mit der Verallgemeinerung, dass „jedermann“ (11) mit „frohem Sinne“ (10) auf die Nachtigall, die in der frühlingshaften Natur von „ihrer Minne“ (9) singt, hört und leitet damit sein Leiden an der Minne ein: „Ich, leider, nicht, / Es bricht, es bricht, / Trotz allen Fugen, / So Vögel schlugen, / Vor Minneschmerz, / Mein armes Herz“ (13-18). Wie in den übrigen Strophen formt Hölty aus den sechs Versen nur einen Satz, alle Verse sind syntaktisch und inhaltlich aufeinander bezogen, wobei die Verse 14, 17 und 18 den Kern der Schlüsselaussage bilden: Das Herz des lyrischen Ichs bricht aufgrund des „Minneschmerz[es]“ (17), den auch der Gesang der Nachtigall, die für allgemeines Wohlgefallen sorgt, nicht lindern kann. Der Herzensbruch ist Symbol für die ultimative Niederlage in der intendierten Minnebeziehung. Man weiß nicht, welches Element der mittelhochdeutschen Minneklage für den Minneschmerz verantwortlich zeichnet: „äußere und innere Widerstände bei der Aufnahme einer Liebesbeziehung, mangelnde Kontaktmöglichkeiten [oder] fehlende Resonanz bei der Angeboteten“.³³ Es spielt wohl auch keine Rolle, Fakt ist in jedem Falle, dass das lyrische Ich sich in der typischen Situation der Minneklage befindet: Die von ihm erwählte Dame hat ihn nicht gehört beziehungsweise die Beziehung zu ihm beendet. Somit macht ihn nichts mehr froh, nicht einmal Natur und Vogelsang, sonst die typischen idealisierten Merkmale der positiven Preis- und Werbelieder, vermögen ihn vor dem Zusammenbruch seiner Gefühlswelt und dem Bruch des Herzens durch den Minneschmerz zu bewahren.

Man kann *Die Nachtigall* durchaus mit Schweikle als einen „emotionale[n] ‚Lagebericht‘ [...] eines männlichen lyrischen Ichs“³⁴ verstehen, das sich völlig von der Gesellschaft und alltäglichen Freuden abwendet aufgrund seines „Minneschmerz[es]“ (17). Die Polarität zwischen lyrischem ‚Individuum‘ und „jedermann“ (11) wird auf diese Weise entworfen, der „Minneschmerz“ (17) reißt das Ich aus der Gesellschaft heraus und stellt es ins Abseits; es kann nicht mehr mit den anderen empfinden und genießen. Das männliche lyrische Ich findet keine Erwidern seiner Herzdame, sodass die gesamte lyrische Situation für ihn nur noch traurig und elendig ist. Aber was fehlt? Genau, die *Lohnerwartung*! „Mit dem Dienstangebot ist stets eine Lohnerwartung verbunden: servitium et beneficium bestimmen die hochmittelalterliche höfische Hierarchie bis hin zum Verhältnis zu Gott.“³⁵ Diese Ebene blendet Hölty in seiner Minneklage völlig aus, Liebeslohn ist für ihn keine relevante Kategorie. Das trifft den allgemeinen Gestus der Hainbündler, die Erotik als körperliches Konzept grundsätzlich ausschließen.

33 Schweikle: Minnesang (wie Anm. 10), S. 121.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 123.

Was heißt das jetzt alles für die Mittelalter-Rezeption bei Voß? Was der Dichter vorführt, ist teils eine Nachahmungslyrik im Fahrwasser der Minnesänger, die man für sich entdeckt hat, die man aber nicht konsequent durchhält. Der ‚Minnesang‘ des Göttinger Hainbunds im Allgemeinen und Vossens im Speziellen bleibt Andeutung und entfaltet kein nachhaltiges Potenzial. Teils ist das Mittelalter für Voß und die Seinen aber auch die Folie, auf der sich die heutige Gesellschaft neu entfalten kann beziehungsweise soll. Die ‚Renaissance‘ des Mittelalters in der Vorstellungswelt der Göttingischen Bundesbrüder ist Grundlage für den gesellschaftlichen Entwurf, den die Studenten, angeleitet von Klopstock, wagen und durchsetzen wollen; die mittelalterliche Dichtung ist das Vehikel dieser Botschaft, das sich abhebt von dem, das sonst in der Umgebung der Hainbündler Mode der Zeit war. Mittelalter-Rezeption bedeutet also, sich lyrisch-literarisch mit großen Vorbildern, Themensträngen und Motiven auseinanderzusetzen und gleichzeitig die alte Zeit zu loben und in einen starken Kontrast zur eigenen Gegenwart zu setzen. Das Mittelalter hat für Voß, eingebunden in den Kontext der Göttinger Zeit, zwei Ebenen: die rein literarische und die gesellschaftliche. Und es ist die zweite Ebene, die ihm näher liegt.³⁶

36 Es darf an dieser Stelle der Hinweis nicht fehlen, dass die positive Rezeption des Mittelalters auf die Zeit des Göttinger Hainbunds beschränkt ist. Sprießen in den Studentenjahren schon die ersten Blumen einer Antikenverehrung, so greift diese – insbesondere auch philologisch getrieben – nach und nach vollkommen auf Denken, Werk und Wirkung über. Das zeigt sich sowohl an Vossens übersetzerischer und wissenschaftlicher Tätigkeit als auch in seinen Gedichten. Die Abkehr vom Mittelalter als lyrisches Ideengerüst offenbart sich beispielsweise grundlegend in Vossens Feldzug gegen die von ihm als „Romantiker“ apostrophierten Autoren: „Es war die Zeit, da ein Schwarm junger Kräftlinge, wozu ein paar Männer sich herabließen, nicht nur unsere edelsten Dichter, jene tapfern Anbauer und Verherrlicher des deutschen Geistes, sondern sogar die großen, seit Jahrtausenden bewunderten Klassiker, mit Verkleinerung und Hohn zu behandeln sich unterfing, und jeden, wer Gnade wünschte, öffentlich zur Theilnahme des Bundes einlud. Den reinen Naturformen, in welchen des Althertums freyer Genius sich verklärt darstellt, wurden die unförmigen Vermummungen des dumpfen, von Hierarchen und Damen abhängigen Rittergeistes, – der beseelten Gestalt des Urschönen, des zur Göttlichkeit gesteigerten Menschlichen ward Ihres Ideals düsteres Fantom, dem Klassischen das wilde Romantische, dem Antiken das Moderne, ja wenn sie noch schamloser sich aussprachen, dem Irdischen Ihr Geistiges, dem Heidnischen Ihr Christkatholisches vorgezogen, und in den klingelnden Tonweisen der Fidelare und Meistersänger erhöht“ (Voß: Für die Romantiker. In: Morgenblatt für gebildete Stände. 14.1.1808, S. 45-47, hier S. 45). Es wird exemplarisch für die Haltung Vossens nach der Göttinger Ära deutlich, dass er sich gänzlich vom Mittelalter als einer in gewissen Zügen ‚idealen‘ Zeit ab- und völlig der Antike zugewendet hat.

„und Tiedemann hat seine Büste geschickt“

Johann Nepomuk Zwergers Voß-Büste

von Martin Grieger

In sich gekehrt sitzt Ernestine Boie mit im Schoß zusammengelegten Händen auf dem von Caroline Bardua 1827 geschaffenen Gemälde, den Blick am Betrachter vorbei in die Ferne gerichtet. Deutlich erkennbar zeigt das Bild neben der trauernden Witwe auf einem mit Blumen geschmückten Tischchen eine Büste des im Jahr zuvor verstorbenen Gatten Johann Heinrich Voß. Handelt es sich bei dieser Büste um eine fantasievolle Beigabe der Künstlerin, um auch dem berühmten Gatten Platz zu gewähren? Oder gibt es eine dritte von einem Zeitgenossen geschaffene Porträtbüste von Voß? Bereits 1799 hatte Voß während seines Berlin-Besuchs dem Bildhauer Gottfried Schadow unter ungünstigen Umständen für eine Büste Modell gesessen, die nach ihrer Fertigstellung allerdings ihren Auftraggeber, den Halberstedter Domherrn Gleim, nie erreichte und erst 1959 in den Beständen der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin wieder auftauchte.¹ In Weimar modellierte Christian Friedrich Tieck im Juli 1804 unter reger Anteilnahme Goethes ebenfalls eine Voß-Büste.² Die Existenz einer dritten Voß-Büste ergibt sich auch daraus, dass der Hannoveraner Bildhauer Johann Heinrich Ludolf Taeger, als er im Auftrag der Stadt Otterndorf nach einem Vorbild für die zum Voß-Jubiläum 1878 zu schaffende Gipsbüste suchte, im Heidelberger Institut für klassische Archäologie fündig wurde.³ Doch die von ihm gestaltete Büste weist wenig Ähnlichkeit mit derjenigen auf, die auf dem 1827 entstandenen Gemälde dargestellt wurde.

Durch akribische Recherchen hat Manfred von Stosch die Künstlerin identifizieren können, die das Porträt der Voß-Witwe geschaffen hat, und aus Ernestines Briefen die Entstehung des Bildes rekonstruiert.⁴ Mit großer Hartnäckigkeit hatte die in dem kleinen Residenzstädtchen Ballenstedt geborene Künstlerin Caroline Bardua während ihres Aufenthalts in Heidelberg die zunächst ablehnende Ernestine Voß beredet, sich von ihr malen zu lassen. Die von Manfred von Stosch zusammengetragenen Briefzitate machen deutlich, dass das Bild höchst artifizuell aus Versatzstücken der vorgefundenen Wirklichkeit komponiert ist. So entsprach der Blick aus dem Fenster im Hintergrund des Bildes nicht mehr Ernestines Wohnsituation in Heidelberg. Denn

- 1 Erich Biehahn: Die Voss-Büste Gottfried Schadows. In: Bildende Kunst. Zeitschrift für Malerei, Plastik, Grafik, Kunsthandwerk und Volkskunst. 1959, Nr. 8, S. 525f.; Götz Eckardt: Johann Gottfried Schadow 1764-1850. Der Bildhauer. Leipzig 1990, S. 103f.
- 2 „Ein Mann wie Voß ...“. Ausstellung der Eutiner Landesbibliothek, des Gleimhauses Halberstadt und der Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft zum 250. Geburtstag von Johann Heinrich Voß. Bremen 2001, S. 45. Kopien beider Büsten befinden sich heute im Voß-Museum in Otterndorf.
- 3 J.[ohann] A.[ugust] F.[erdinand] Vollbrecht: Die Gedenkfeier des 25. October 1878. In: Elfter Jahresbericht der Höheren Bürgerschule zu Otterndorf. Otterndorf 1879, S. 4.
- 4 Manfred von Stosch: Caroline Bardua porträtiert Ernestine Voß. Eine Begegnung in Heidelberg, 1827 und 1828. In: Nordelbingen 79 (2010), S. 33-45.

man blickt durch das Fenster nicht auf den Paradeplatz, an dem die Mietwohnung lag, die sie seit dem Herbst 1826 bewohnte und in deren Schlafzimmer Caroline Bardua ihre Staffelei aufgebaut hatte, sondern auf die üppige Landschaft vor dem Wohnturm, den Voß erworben hatte und in dem die Familie jahrelang gelebt hatte, der nun jedoch für Ernestine mit zu viel Erinnerungen an ihre Zeit mit Johann Heinrich verbunden war. Caroline Bardua verwendete für dieses Detail eine Skizze, die der junge Maler Ernst Fries, der jetzt dort ein Zimmer bewohnte, extra für das Porträt angefertigt hatte. In ähnlicher Weise wurde auch die dargestellte Büste komponiert. Als Vorlage diente zunächst eine Zeichnung von Friedrich Carl Gröger, die bereits 1801 in Lübeck entstanden war, von Ernestine Voß aber wegen ihrer großen Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen ausgewählt wurde. Erst nachdem die mit Ernestine befreundete Jenny Tiedemann als eine der ersten das entstehende Bildnis sehen durfte, stellte ihr Mann die Gipsbüste als Leihgabe zur Verfügung: „und Tiedemann hat seine Büste geschickt“.⁵ In einem Brief an ihren Sohn Hans beschreibt Ernestine „die Büste des Vaters, zusammengefasst nach der kleinen Lübecker Zeichnung, und dem was nach seinem Scheiden geformt ist.“⁶ Die auf dem Bardua-Gemälde dargestellte Porträtbüste zeigt jedoch unverkennbar größere Ähnlichkeit mit der Gröger-Zeichnung.

Ernestines Briefe belegen jedoch, dass tatsächlich eine weitere Büste bestand, wenn sie auch bei der Komposition des Bardua-Gemäldes nur am Rande berücksichtigt wurde. Die Entstehung dieser Büste scheint mit dem Plan zusammenzuhängen, für Voß in Heidelberg ein Denkmal zu errichten. Am 16. Juni 1826 berichtet Ernestine Voß ihrem Sohn Hans von einem Besuch des Heidelberger Verlegers Christian Friedrich Winter:

– Das der Wunsch der Hiesigen, den Vater ein Denkmal zu setzen, nicht bloß die Aufwallung des ersten Augenblicks war, hat mich sehr gefreut. Worin es bestehn soll, daß ist noch nicht im reinen, man hat aber auch um eine Stimme von mir dabey gebeten. Da habe ich den Ausgesprochenen, daß keine Trommel gerührt werde, um die Beyträge zu sammeln. Dies sagte Winter wäre auch eignes Gefühl, aber die Ausnahme könnten sie doch machen, wenn ein aus wärtiger bäte sich anzuschließen ihn nicht abzuweisen, und dawieder wird keiner von uns sein.⁷

Da sie diese Meldung sofort mit der Nachricht verbindet, der mit der Familie befreundete Fabrikant Christian Adam Fries, der Vater des Malers Ernst Fries, habe einen glatten Stein für Voß' Grab besorgt, für dessen Gestaltung Hans Voß einen Entwurf schicken solle, ist deutlich, dass das Denkmal nicht als Grabstein gedacht war. In ihren späteren Briefen ist von dem Denkmal nicht mehr die Rede. Wie sah jedoch die Büste aus, die sich zur der Zeit offensichtlich im Besitz des Anatomen Friedrich Tiedemann befand? Wann ist sie entstanden? Und vor allem: Wer hat sie geschaffen?

5 Ernestine Voß an Paulus, 12.7.1827. In: Stosch (wie Anm. 4), S. 44, Anm. 31.

6 Ernestine Voß an Hans Voß, 8.7.1827. Ebd., Anm. 32.

7 Ernestine Voß an Hans Voß, 16.6.1826. Landesbibliothek Kiel, Sign.: Cb 4.48.9.

Der entscheidende Hinweis auf den unbekanntem Schöpfer der dritten Voß-Büste findet sich im *Kunstblatt*, einer Beilage von Cottas *Morgenblatt für gebildete Stände*. Am 25. März 1830 berichtet ein ausführlicher Beitrag über den Schöpfer und die Entstehung der Büste.⁸ Demnach wurde die Voß-Büste erst nach Voß' Tod geschaffen. Als Vorlage diente dabei eine kurz nach dessen Tod abgenommene Totenmaske.⁹ Der Kunst des Bildhauers sei es gelungen, eine überzeugende Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen zu erreichen, „denn der Künstler hat aus der Maske des eben Erstorbenen wieder so viel Leben in seine Büste zu bringen verstanden, dass die scharf ausgesprochenen Züge des eigenthümlichen Mannes wirklich zum betrachtenden Auge zu reden scheinen.“ Auch dessen Familie, besonders die Witwe, hätten die hervorragende Qualität der Arbeit anerkannt. Urheber der Büste ist Johann Nepomuk Zwerger,¹⁰ der am 28. April 1796 in Donaueschingen als Sohn eines Regierungskanzlisten geboren wurde. In der Werkstatt des klassizistischen Hofbildhauers Johann Heinrich Dannecker in Stuttgart, zu dessen bekanntesten Werken die Porträtbüste von Friedrich Schiller gehört, erhielt er ab 1811 seine Ausbildung. An Danneckers Skulptur *Ariadne mit dem Panther* durfte er mitwirken. Als Bertel Thorvaldsen im Herbst 1819 Dannecker in Stuttgart besuchte,¹¹ wurde die Verabredung getroffen, dass zwei Schüler Danneckers, darunter Zwerger, zum Abschluss ihrer Ausbildung in Thorvaldsens Atelier in Rom arbeiten durften.

So reiste er 1823 gemeinsam mit seinem Kollegen Theodor Wagner zu Thorvaldsen nach Rom, um in dessen Werkstatt zu arbeiten. Vor allem schuf er dort nach einer Skizze Thorvaldsens eine kolossale Marmorstatue des Evangelisten Markus, die 1825 auf dem Württemberg in Rotenberg in der Grabkapelle der Königin Katharina aufgestellt wurde.¹² Ob sich Zwerger und der Maler Ernst Fries, der zur gleichen Zeit in Rom weilte und in der Umgebung Studien trieb,¹³ in der von Johann David Passavant gegründeten „Accademia“, im Café Greco in der Via Condotti oder bei einem der Feste der deutschen Künstlergemeinde in Rom begegnet sind, ist unbekannt. Nach seiner Rückkehr aus Italien beteiligte er sich im Mai 1825 mit zwei Marmorbüsten an der Kunstausstellung in Karlsruhe, einer Leistungsschau regionaler Künstler. „Zwey Büsten aus carrarischem Marmor (des Fürsten und der Fürstin von Fürstenberg) von Zwerger aus Donaueschingen verriethen in der ganzen Behandlung den talentvollen Schüler Dannecker's und Thorwaldsens.“¹⁴ Vermutlich wurden die Heidelberger

8 W. H**.: Die Büste des Johann Heinrich Voß, in Gyps-Abdruck von Bildhauer Zwerger in Frankfurt a. M. In: *Kunstblatt* Nr. 24 (25. März 1830), S. 95.

9 Der Verbleib dieser Totenmaske ist unbekannt.

10 Vgl. Eva Mongi-Vollmer: Johann Nepomuk Zwerger. In: Von Köpfen und Körpern. Frankfurter Bildhauerei aus dem Städel. Frankfurt am Main 2006, S. 88-93.

11 Württembergisches Jahrbuch. Hrsg. von J. D. G. Memminger. 3. und 4. Jg. Stuttgart 1821, S. 106.

12 Die drei anderen Evangelisten schufen Theodor Wagner (Lukas), Johann Leeb nach einem Entwurf Thorvaldsens (Matthäus) und Dannecker (Johannes).

13 Vgl. Sigrid Wechsler: Ernst Fries (1801-1833). Monographie und Werkverzeichnis. Heidelberg 2000, S. 25f.

14 -ber: Die Karlsruher Kunstausstellung im Mai 1825 (Beschluß). In: *Kunstblatt*. Nr. 63 (8. August 1825), S. 251.

Initiatoren des Denkmal-Projekts dort auf Zwerger aufmerksam, denn auch der Maler Ernst Fries hatte, noch aus Rom, sein Gemälde *Ansicht aus der Villa Chigi in Rom*¹⁵ in diese Ausstellung geschickt, wo man ihm große Aufmerksamkeit zollte.

Unverkennbar sollte der Artikel im Kunstblatt 1830 für das noch zu errichtende Voß-Denkmal werben. Zum einen wurde den Lesern darin das Angebot unterbreitet, einen Gipsabguss der Büste für den günstig gehaltenen Preis von drei Dukaten erwerben zu können, verpackt in einer soliden Holzkiste. Zum anderen wurde durch gesperrten Druck dem Wunsch Nachdruck verliehen, der Künstler möge so viel Unterstützung auch über die Grenzen der Stadt erfahren, dass das geplante Denkmal für Voß mit einer Marmorbüste errichtet werden könne. Dieser Aufruf, der sich über Ernestinens Wunsch, für das Denkmal-Projekt möge nicht öffentlich geworben werden, hinwegsetzte, brachte offensichtlich nicht das gewünschte Ergebnis; das Denkmal für Voß wurde in Heidelberg nicht errichtet. Auch das Angebot, Abgüsse der Büste erwerben zu können, scheint nicht auf große Resonanz gestoßen zu sein, es lassen sich wenigstens kaum Exemplare nachweisen.

Inzwischen hatte Zwerger Kontakt zum wenige Jahre zuvor gegründeten Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt angeknüpft. Dort wurde er 1829 der erste Lehrer für Bildhauerei, erhielt im gleichen Jahr den Professorentitel. Eine der ersten Arbeiten fürs Städel war die Marmorbüste des Stifters Johann Friedrich Städel.¹⁶ Weitere Porträtbüsten bekannter Zeitgenossen für das Städel folgten. Zwergers Voß-Büste soll 1830 im Städel ausgestellt worden sein; heute befindet sich dort und in der Skulpturensammlung des Frankfurter Liebieghauses kein Exemplar.¹⁷ Mehrere Arbeiten Zwergers stehen noch heute im öffentlichen Raum Frankfurts. Doch auch die Verbindungen nach Stuttgart und zu seinem Kollegen Wagner gingen nie ganz verloren, da Zwerger Theodor Wagners Schwester Sophie geheiratet hatte. Wagner hatte die Tochter Danneckers geheiratet und führte dessen Werkstatt weiter.¹⁸ Zwerger wirkte 37 Jahre als Lehrer am Frankfurter Städel und bildete eine ganze Reihe von Bildhauern aus. Nach seinem Tod am 26. Juni 1868 wurde in der Todesnachricht der *Kunst-Chronik*¹⁹ die Voß-Büste noch ausdrücklich erwähnt, von dort wurde die Erwähnung in den Beitrag der *Allgemeinen Deutschen Biographie*²⁰ übernommen. Da beide Nachrichten ausschließlich auf den *Kunstblatt*-Artikel verweisen und kaum andere Skulpturen erwähnt werden, ist fraglich, ob die Verfasser die Voß-Büste noch selbst zu Gesicht bekommen haben.

15 -ber: Die Karlsruher Kunstausstellung im Mai 1825 (Fortsetzung). In: Kunstblatt. Nr. 56 (14. Juli 1825) S. 221.

16 Die Städel-Büste besitzt wie die Voß-Büste eine klassizistische blockhafte Basis. Erst die Abformungen der Städelschen Büste in Gips und Galvanotechnik um 1883 erhielten durch die ausführende Firma jenen biedermeierlichen kreisrunden Sockel, den auch die Büste auf dem Bardua-Bild zeigt.

17 Freundliche Auskunft von Eva Mongi-Vollmer vom 17.2.2016.

18 Der Briefwechsel Zwergers mit Wagner ist leider im Antiquariatshandel zerstreut worden.

19 Kunst-Chronik. Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst 3(1868), Nr. 19. (10. Juli), S. 161.

20 A. Wintterlin: Art. Zwerger, Johann Nepomuk. In: Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 45. Leipzig 1900, S. 531f.

Später tauchen nur noch vereinzelt Spuren der Zwerger-Büste auf. Als am 24. Februar 1851 im Hause des Druckereibesitzers Hermann Voß in Düsseldorf der hundertste Geburtstag von Johann Heinrich Voß feierlich begangen wurde, stand im Mittelpunkt der Festtafel eine bekränzte Voß-Büste, wahrscheinlich ein Abguss der Zwerger-Büste.²¹ Nachdem in Otterndorf an der Niederelbe am 25. Oktober 1878 während des Voß-Jubiläums die von dem Hannoveraner Bildhauer Taeger geschaffene Büste präsentiert worden war, erklärte die Konsulin Henriette Krüger aus Bremen, eine Enkelin von Johann Heinrich Voß, „dass auch sie eine Büste ihres Großvaters besitze.“²² Ob diese Büste jene war, die bereits 1851 bei der Familienfeier den Tisch schmückte, oder eine weitere, ist ebenso ungeklärt wie der Verbleib ihrer Büste. Während man in Eutin 1882 das Fest zur hundertjährigen Wiederkehr des Tages von Voß' Ankunft an seinem langjährigen Wirkungsort vorbereitete, entschied man sich, ein Denkmal für Voß zu errichten und dafür ebenfalls Johann Heinrich Ludolf Taeger als ausführenden Bildhauer zu verpflichten. Am 6. Juli 1883 wurde das Denkmal vor dem Gymnasium in Eutin feierlich enthüllt. Die in München gegossene Voß-Büste aus Bronze²³ auf einem Sockel aus poliertem schwedischen Granit ist deutlich größer als die Otterndorfer Büste, sonst sind die Abweichungen nur gering.

Der Zusammenhang der Eutiner, Otterndorfer und Heidelberger Büste war damals einigen durchaus bekannt. So bezieht sich Friedrich Heussner bei dem Versuch, Voß' Äußeres zu beschreiben, nicht nur auf ein Gemälde von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, sondern auch auf eine vorhandene Voß-Büste:

Ein später (1817) von Tischbein gemaltes Bild zeigt uns ebenso wie die von ihm vorhandene Büste einen streng geschlossenen Mund mit leicht aufgeworfener Oberlippe, ein edles Längenprofil mit stark hervorragender sanft gekrümmter Nase, das lange Haar von der hohen zurückgehenden Stirn scharf nach hinten gekämmt.²⁴

In den Anmerkungen präzisiert Heussner die Angaben:

[...] und es stimmt diess mit der Büste im archäol. Institut zu Heidelberg, welche vervielfältigt ist (ein Exemplar ist in der Aula unseres Gymnasiums) und wonach die Büste in Otterndorf abgeformt wurde.²⁵

Eine Verwechslung ist also ausgeschlossen. Schon bevor Taeger die Heidelberger Büste zunächst für Otterndorf, dann für Eutin abformte, existierten Kopien dieser

- 21 [Voß, Hermann:] Die Feier des Hundertjährigen Geburtstages von Johann Heinrich Voß. Düsseldorf [1852], S. 1.
- 22 Vollbrecht (wie Anm. 3), S. 4. Vgl.: Martin Grieger: Drei öffentliche Schulfeste für Johann Heinrich Voß im 19. Jahrhundert. Neubrandenburg – Otterndorf – Eutin. In: Hans-Joachim Kertscher, Andrea Rudolph (Hrsg.): Einst in Penzlin daheim – heute in der deutschen Literatur zu Hause. Dettelbach 2014 (Kulturwissenschaftliche Beiträge. Quellen und Forschungen, Bd. 9), S. 191-206.
- 23 Das zur Herstellung der Gußform erforderliche Gipsmodell befindet sich im Ostholstein-Museum, Eutin.
- 24 Friedrich Heussner: Johann Heinrich Voss als Schulmann in Eutin. Festschrift zum hundertjährigen Gedenktage seiner Ankunft daselbst. Eutin 1882, S. 26.
- 25 Ebd., S. 59.

Büste. Und ein Exemplar von Zwergers Voß-Büste befand sich bereits in Eutin. Tatsächlich findet sich im Schulprogramm 1836/37 der *Vereinigten Bürger- und Gelehrtenschule zu Eutin* der entscheidende Hinweis:

Dem Herrn Regierungsrath Hellweg hieselbst und Herrn Pastor Hellweg in Neukirchen verdankt die Schule eine Büste des Dichters Voß; sie wird den Bibliotheksaal zieren.²⁶

Die Räume der Gelehrtenschule, in denen Voß unterrichtet hatte, waren längst zu eng geworden, und auch das Nachfolgequartier bot nicht mehr ausreichend Platz. So war 1833 ein neues, die unterschiedlichen Schulzweige vereinigendes Schulgebäude in der Plöner Straße eingeweiht worden. 1835 hatte der Großherzog auch verfügt, dass die bis dahin an verschiedenen Orten im Schloss lagernden Buchbestände mit der von Voß angelegten Schulbibliothek in einem Raum des neuen Schulgebäudes vereinigt werden sollten.²⁷ Als Schmuck dieses Bibliotheksraumes sollte die neu gestiftete Voß-Büste dienen. Die Stifter, der Pastor Bernhard Wilhelm Friedrich Hellweg und der Jurist Ernst Ludwig Hellweg, waren Söhne des mit Voß befreundeten Hofarztes Christoph Friedrich Hellweg. Dieser in den naturwissenschaftlichen Fächern umfassend bewanderte Gelehrte, der für Voß in der Schule Mathematik- und Physikunterricht erteilt hatte,²⁸ zeichnete auch die Homerische Weltkarte, die Voß' Übersetzung der *Odysee* illustrierte, und die Eratosthenische Weltkarte für die *Bucolica* Vergils.²⁹ Auch nachdem Voß Eutin verlassen hatte, war die Verbindung zwischen beiden nicht abgerissen. Ob die Hellweg-Söhne von dem Angebot, eine von Zwirger gestaltete Büste erwerben zu können, direkt aus dem überregional vertriebenen *Morgenblatt* oder durch die Familie Voß erfahren haben, ist nicht bekannt.

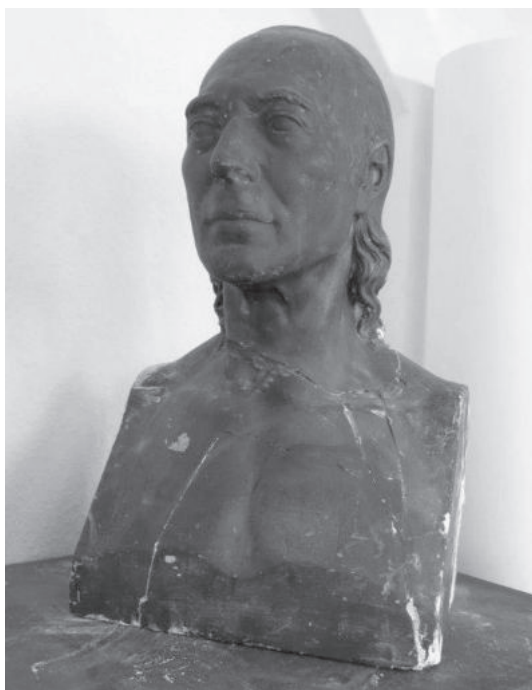
War nach der Notiz im Schulprogramm für die Büste ein Platz in der Bibliothek der vereinigten Bürger- und Gelehrtenschule vorgesehen, dann hatte nach Heussners Angaben fünfzig Jahre später die Büste ihren Standort in der Aula gefunden. Dort erfüllte sie gewiss eines der pädagogischen Ziele besser: den Schülern das Vorbild Voß vor Augen zu führen. Bei der Neuorganisation der Eutiner Schulen muss die Büste dann von der nun nach Carl Maria von Weber benannten Schule in der Plöner Straße in die Johann Heinrich Voß-Schule auf dem Königsberg verbracht worden sein. Jahrelang stand sie dort auf einem hohen Seitenschrank im Lehrerzimmer. Nach erneuten Blessuren wird sie heute in einer Abstellkammer des Kunstraumes verwahrt.

26 Nachrichten über die vereinigte Gelehrten- und Bürgerschule zu Eutin, das Schuljahr Ostern 1836 bis Ostern 1837 betreffend, womit zu der öffentlichen Prüfung, welche am 17ten und 18ten März Statt finden wird, ergebenst einladet Dr. J. F. E. Meyer, Rector. Eutin 1837, S. 1.

27 Nachrichten über die vereinigte Gelehrten- und Bürgerschule zu Eutin das Schuljahr Ostern 1835 bis Ostern 1836 betreffend, womit zu der öffentlichen Prüfung, welche am 25sten und 26sten März Statt finden wird, ergebenst einladen Dr. Georg Ludwig König, Hofrath und Director und Dr. Johann Friedrich Ernst Meyer, Rector und Mitvorstand der genannten Schulen. Eutin 1836, S. 1.

28 Eutin - Heidelberg 1811. Briefwechsel des Studenten Ernst Hellweg mit seiner Familie in Eutin nebst weiteren Materialien und einem Register aller Eutiner Hausbesitzer. Hrsg. von Henry A. Smith. Eutin 2009 (Eutiner Forschungen 11), S. 161.

29 „Ein Mann wie Voß...“ (wie Anm. 2), S. 54-57.



Der Gipsabguss von Johann Nepomuk Zwergers Voß-Büste in der Voß-Schule Eutin

Die Eutiner Kopie der Zwenger-Büste lenkt die Aufmerksamkeit zurück auf die im Heidelberger Institut für klassische Archäologie vorhandene Voß-Büste. Unverkennbar ist auch sie von Zwenger gestaltet. Doch in welcher Abhängigkeit steht sie zu den anderen Voß-Büsten? Ist sie wie die Eutiner Büste ein durch den Aufruf im Kunstblatt veranlasster Abguss, oder ist sie jene zuerst nach der Totenmaske geschaffene Büste, die sich nach Ernestines Zeugnis im Besitz von Tiedemann befand?

Neben dem Verleger Winter und dem kunstinteressierten Fabrikanten Fries war der Anatom Friedrich Tiedemann offenbar eine der treibenden Kräfte des Heidelberger Denkmalprojekts. Er war ein international angesehener und hoch geehrter Wissenschaftler, dessen vergleichende Studien zur Entwicklungsgeschichte der Schädel und der Gehirne Maßstäbe setzte.³⁰ Tiedemann war es, der nach Voß' Tod die Obduktion durchführte, und von ihm stammt auch eine Beschreibung der letzten Stunden in Voß' Leben.³¹ Die Abnahme der Totenmaske dürfte ebenfalls unter Tiedemanns Aufsicht

30 Seine 1836 in englischer, erst im Folgejahr in deutscher Sprache veröffentlichte Abhandlung *On the Brain of the Negro, compared with that of the European and the Orang-Outan* wies nach, dass es zwischen den Gehirnen der Afrikaner und Europäer keine strukturellen Unterschiede gibt, und unterstützte den Kampf gegen die Sklaverei in England und Amerika.

31 [Friedrich Tiedemann:] Ebendesselben (noch ungedruckter) Bericht über J. H. Voß letzte Tage. In: Conversations-Saal und Geister-Revü. Ein Panorama interessanter Personen, Gedanken und Zeitma-

geschehen sein. Tiedemanns Rede ist die einzige der nach Voß' Tod veröffentlichten Grabreden, die tatsächlich an seinem Grabe gehalten wurde.³² Im Sommer 1856 übersiedelte Tiedemann mit seiner Frau Jenny zu seinem Schwiegersohn, dem Professor Theodor Bischoff, nach München, wo er wenige Jahre später starb. Manfred von Stoschs Suche in Münchner Museen nach dem Verbleib der Voß-Büste aus Tiedemanns Besitz blieb ergebnislos.³³ Sicherlich hätte man eine einzelne Büste nach dem Umzug unterbringen können, die gesamte Sammlung, die nach Ernestines Angaben in Tiedemanns Haus in der Heidelberger Friedrichstraße ein eigenes Zimmer füllte, hätte nicht nur wegen der Frachtkosten erhebliche Probleme verursacht. Denkbar wäre es daher, dass sich Tiedemann bereits in Heidelberg von seiner Sammlung trennte. Falls diese Sammlung in Winckelmannscher Tradition zum großen Teil aus Abgüssen antiker Kunstwerke bestand, könnte die Antikensammlung der Universität Heidelberg ein dankbarer Abnehmer der Sammlung gewesen sein.

Das Philologische Seminar der Heidelberger Universität besaß bereits eine Sammlung von Abgüssen antiker Skulpturen, das von Friedrich Creuzer angelegte „Antiquarium Creuzerianum“. Mit Karl Bernhard Stark, der 1855 zum ordentlichen Professor und Mitdirektor des philologischen Seminars der Universität Heidelberg berufen wurde und Erfahrungen in der Auswertung regionaler Sammlungen besaß,³⁴ wirkte am Seminar eine Persönlichkeit, die sich energisch und kompetent für den weiteren Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtung einsetzte. Die Übernahme der Tiedemannschen Sammlung wäre mit Sicherheit eine willkommene Ergänzung der seit Creuzers Weggang nicht fortgeführten Sammlung gewesen, da dem Seminar zunächst Gelder zum eigenen Ankauf von Skulpturen fehlten. Die persönlichen Beziehungen zwischen dem verdienstvollen Anatomen und dem Spross einer Ärztesfamilie dürfte auch vertrauensvoller gewesen sein als Tiedemanns Verhältnis zu Creuzer. Nach der auf Starks Betreiben 1866 erfolgten Gründung des Instituts für klassische Archäologie ging die Skulpturensammlung auf das neue Institut über.³⁵

Für tatkräftige Unterstützung bei der Spurensuche habe ich Frau Silke Gehring zu danken.

terien, für Menschenkenntniß und Wissenschaft. Gedacht und gesammelt von Magis Amica Veritas (d.i. H.E.G. Paulus) Stuttgart 1836, S. 1020f.

32 Fr[iedrich] Tiedemann: Einige Worte am Grabe Johann Heinrich Voss'. Gesprochen von Tiedemann am 1. April 1826. Heidelberg 1826.

33 Stosch (wie Anm. 4) S. 45, Anm. 37.

34 Badische Biographien. Hrsg von Friedrich von Weech. Dritter Theil. Karlsruhe 1881, S. 179f.

35 Nach der freundlichen Auskunft von Dr. Hermann Pflug vom 21.12.2005 gibt es im Institut für klassische Archäologie keine Belege, aus denen hervorgehen würde, wann die Voß-Büste erworben wurde.

Kommentarnachträge zu den Briefen Friedrich Leopold Stolbergs an seine Frau Agnes 1788

von Dieter Lohmeier

Zuweilen spielt das Glück jemandem, dem es einen schönen Fund beschert, auch einen Streich. So ist es Horst Conrad ergangen. 2010 legte er die erste vollständige Ausgabe der insgesamt 394 Briefe Friedrich Leopold Stolbergs an seine beiden Ehefrauen vor.¹ Erst nach dem Erscheinen des Bandes entdeckte er in einem der von ihm für seine Ausgabe benutzten Privatarhive fünf weitere, bislang völlig unbekannte Briefe Stolbergs an seine erste Frau Agnes, die dort falsch zugeordnet und abgelegt waren. So konnte er sie 2014 leider nur als einen Aufsatz in den *Vossischen Nachrichten* veröffentlichen.² Es sind nur wenige Stücke, die ihrer Zahl nach kaum ins Gewicht fallen, aber sie sind ihres Inhalts wegen wichtig, denn zum einen dokumentieren sie eine vorher nicht sicher bezugte Reise Stolbergs nach Kopenhagen (S. 21),³ und zum anderen sind es seine letzten Briefe an Agnes, die drei Monate nach seiner Rückkehr aus Dänemark starb. Deshalb ist es sehr bedauerlich, dass sie in der großen Briefausgabe fehlen, und es ist nur ein schwacher Trost (aber immerhin ein Trost), dass Dirk Hempels im vorigen Jahr auf der Webseite der Voß-Gesellschaft veröffentlichtes neues Gesamtverzeichnis der Briefe Friedrich Leopold Stolbergs⁴ dafür sorgt, dass diese fünf Briefe denjenigen, für die sie von Interesse sind, nicht wieder aus dem Blick geraten. Um die Briefe auch für Leser, die mit den Verhältnissen im politischen und kulturellen Leben im dänischen Gesamtstaat am Ende des 18. Jahrhunderts nicht näher vertraut sind, besser zu erschließen, seien hier einige Ergänzungen und Korrekturen zu den Anmerkungen, die Horst Conrad den von ihm veröffentlichten Briefen beigegeben hat, hinzugefügt. Zugleich seien diese Leser auf eine von Conrad anscheinend nicht benutzte, besonders reichhaltige Informationsquelle hingewiesen: die von Louis Bobé besorgte, zehn Bände umfassende Ausgabe von Briefen aus dem Umkreis der Familie Reventlow mit ihren Erläuterungen und dem Registerband, der den gesamten Bestand der Briefe und Anmerkungen detailliert erschließt.⁵

- 1 Friedrich Leopold Stolbergs Briefe an seine Ehefrauen Agnes von Witzleben und Sophia von Redern. Bearb. von Horst Conrad u. Sabine Blickensdorf. Münster 2010 (Vereinigte westfälische Adelsarchive, Veröffentlichung Nr. 18).
- 2 Horst Conrad: Fünf Briefe Friedrich Leopold Stolbergs an seine Ehefrau Agnes, geb. von Witzleben. In: *Vossische Nachrichten* 11 (2014), S. 21-32.
- 3 Die fast gleichzeitig erschienene Briefsammlung von Dirk Hempel: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg: 256 Briefe. Eutin 2014 (*Eutiner Forschungen*, 12), S. 187-190, bringt zwei bisher unbekannte Briefe an Christian und Luise Stolberg. Sie sind ebenfalls während dieser Reise geschrieben. Conrad hat sie vor dem Abschluss seines Manuskripts wohl nicht mehr zur Kenntnis nehmen können.
- 4 <http://www.voss-gesellschaft.de/stolberg-briefverzeichnis.htm> (Aufruf 22.1.2017)
- 5 *Efterladte Papirer fra den Reventlowske Familiekreds i Tidsrummet 1770-1827, udgivne ved Louis Bobé*. 10 Bde. København 1895-1931 (= RP).

Stolberg⁶ reist im Sommer 1788 vom Gut Loitmark bei Kappeln an der Schlei allein nach Kopenhagen weiter, weil seine Frau, die wenige Monate zuvor ihr viertes Kind geboren hat, krank ist und deswegen auf der gemeinsamen Reise nach Norden in Altona den Arzt Philipp Gabriel Hensler (1733-1805) konsultiert hat,⁷ der dort als Amtsarzt („Physicus“) tätig ist, bis er 1789 an die Universität Kiel berufen wird. Sie kann ihren Mann nicht begleiten, sondern bleibt statt dessen bei Anna Johanna Dewitz (1718-1807), einer Freundin der Mutter der Stolbergs, auf Loitmark, um dort die von Hensler verordnete Trinkkur zu machen. Stolberg möchte gern mit Hilfe seines Schwagers, des Staatsministers Andreas Peter Bernstorff (1735-1797), auf die Stelle des Oberhofmeisters der Ritterakademie Sorø gelangen, um so das ungeliebte Amt als Landdrost im oldenburgischen Neuenburg aufgeben zu können. Den regierenden Kronprinzen Friedrich kann er während seines Aufenthalts in Kopenhagen nicht treffen, denn dieser ist zu dieser Zeit in Norwegen.⁸ Auch deshalb ist es für Stolberg wichtig, dass er mehrmals den Prinzen Friedrich Christian von Augustenburg (1765-1814) trifft. „Auf ihn kommt vieles an“, schreibt er an seine Frau (S. 30), und das erklärt sich nicht allein aus der Tatsache, dass der Augustenburger der Schwager des Kronprinzen ist, sondern auch daraus, dass er – was Conrad nicht erwähnt – im höchsten Regierungsgremium, dem Staatsrat, sitzt, im Juni 1788 zum Patron der Kopenhagener Universität ernannt worden ist und sich nun auch kraft Amtes um das höhere Bildungswesen in Dänemark kümmert.

Stolberg macht auf seiner Reise in die dänische Hauptstadt (und auch auf der Rückreise) Station bei Johann Ludwig Reventlow (1751-1801) und dessen Frau Sybille, geb. Schubart (1753-1828), auf Brahetrolleborg im Süden der Insel Fünen. Dass er dort zusammen mit dem Hausherrn eine „seiner Schulen“ während des Unterrichts besucht (S. 23), ist sehr bezeichnend. Johann Ludwig Reventlow zählt nämlich in seiner Zeit zu den bedeutenden Agrarreformern Dänemarks und verbindet sein Engagement für die Aufhebung des Schollenbandes (der dänischen Form der Leibeigenschaft) mit Bemühungen um die Verbesserung des Landschulwesens; so lässt er in seiner Baronie seit 1783 mehrere gut ausgestattete Schulen bauen. „Die Schubart“, die Stolberg bei den Reventlows trifft (S. 22), ist die Mutter der Hausherrin, Inger Schubart, geb. Løvenskiold (1732-1808). Dass sie damals wohl ständig auf

6 Im folgenden sind, wie in Dänemark durchweg und in Schleswig-Holstein weitgehend üblich, bei den meisten Namen die Adelsprädikate und -ränge weggelassen, da Fragen des sozialen Status oder die Abgrenzung gegen das Bürgertum im vorliegenden Zusammenhang keine Rolle spielen.

7 Hensler als „Familiendarzt“ der Stolbergs zu bezeichnen, wie Conrad es tut (S. 21 u. 27, Anm. 28), ist nicht richtig. Er wird zwar von einer Reihe von Mitgliedern der Familie konsultiert, aber durchaus nicht nur und nicht einmal vorrangig von diesen. Außerdem hat er erst in Altona und dann in Kiel ein staatliches Amt. – Philipp Portwich: Der Arzt Philipp Gabriel Hensler und seine Zeitgenossen in der schleswig-holsteinischen Spätaufklärung. Neumünster 1995, berichtet S. 57-77 auf der Grundlage gedruckter und ungedruckter Quellen detailliert über die Kontakte zwischen dem Arzt und Mitgliedern der Familie Stolberg, weiß aber noch nichts von der Konsultation durch Agnes Stolberg 1788.

8 Erst auf seiner Rückreise schreibt Stolberg am 16. August an Bruder und Schwägerin: „Daß der Kronpr. Sontag angekommen wißt Ihr gewiß schon“ (ebd., S. 189).

Brahetrolleborg lebt, belegen Briefe, die sie von dort aus in den Jahren 1787-1789 an Luise Stolberg schreibt.⁹

Während seines Besuchs in Kopenhagen wohnt Stolberg bei seinem Schwager und seiner Schwester Auguste („Gustchen“, 1753-1835) auf Schloss Bernstorff¹⁰ nördlich der Stadt. Dort trifft er Verwandte und Bekannte aus dem Kreis der politisch tonangebenden Deutschen. Das sind zunächst die mehrfach erwähnten „Jünglinge“, die vier älteren Söhne,¹¹ und die „Mädchen“, die drei Töchter¹² aus der ersten Ehe Bernstorffs mit Henriette Stolberg (1747-1782), der älteren Schwester seiner zweiten Ehefrau, sowie Ernst Schimmelmann (1747-1831) und seine zweite Frau Charlotte, geb. Schubart (1757-1816), die jüngere Schwester von Sybille Reventlow. Nicht Schimmelmann ist jedoch der im ersten Brief aus Bernstorff erwähnte „Wauwau“ (S. 27), wie Conrad angibt, sondern Fritz Reventlow (1755-1828),¹³ der gerade von seinem Posten als dänischer Gesandter in London nach Holstein zurückgekehrt ist. Um den Gesandtschaftsposten in Neapel, den er nach dem Urteil Stolbergs ohne Schwanken annehmen müsste, hat er selbst Bernstorff mit Rücksicht auf die Gesundheit seiner Frau gebeten, lehnt ihn dann aber trotzdem ab und scheidet aus dem Staatsdienst aus.¹⁴ Er hat sich noch nicht auf seinem Gut Emkendorf niedergelassen, sondern ist zunächst nach Altona gegangen und hat dies vermutlich getan, damit seine Frau dort von Philipp Gabriel Hensler behandelt werden kann. „Julchen“, die Stolberg in seinem Brief im engsten Zusammenhang mit Reventlow und Hensler erwähnt, ist denn auch nicht, wie Conrad angibt, Stolbergs Schwester Juliane, sondern Ernst Schimmelmanns Schwester Juliane Friederike Reventlow (1763-1816), die heute in der Literatur über den sog. Emkendorfer Kreis, der sich um sie und ihren Mann sammelte, zumeist Julia genannt wird.

Auch „die Alte in Hummeltoft“, die Stolberg gemeinsam mit den Söhnen Bernstorffs besucht (S. 28), gehört mit zur Familie, denn es ist Charlotte Amalie Reventlow (1736-1792), die seit 1775 verwitwete Stiefmutter von Johann Ludwig Reventlow und

9 RP (wie Anm. 5), Bd. 6, S. 258-265. – Ihre Familienzugehörigkeit dürfte auch erklären, warum Stolberg in seinem ersten Brief an Bruder und Schwägerin aus Brahetrolleborg außer Frau Schubart auch einen „kl[ei]nen. Löwensk[iold]“ erwähnt. Stolberg 2014 (wie Anm. 3), S. 187.

10 Nicht „Bernsdorff“, wie Conrad in Anm. 15 schreibt.

11 Conrad nennt sie korrekt in Anm. 11. – „Christian und Jochen“, die zusammen mit Stolberg, seinen Schwestern Gustchen und Katharina bei Ernst und Charlotte Schimmelmann zu Mittag essen (S. 25), sind zweifellos der zweite und der dritte dieser Söhne: Christian Günther und Joachim. Andreas Peter Bernstorffs älterer Bruder Joachim Bechtold, als den Conrad den im Brief erwähnten „Jochen“ identifiziert, dürfte, selbst wenn er seinen Besitz Gartow im Wendland verlassen hätte, um seinen Bruder in Kopenhagen zu besuchen, in Stolbergs Brief nicht so einfach am Ende der Aufzählung, noch nach seinem 35 Jahre jüngeren Neffen, erwähnt werden.

12 Mit den „Mäusen“ (S. 29) meint er vermutlich die jüngste der Töchter, die 1788 elf Jahre alt ist, und den jüngsten, siebenjährigen Sohn.

13 Es ist der Kosenamen Julia Reventlows für ihren Mann und das letzte Wort vor ihrem Tod. Vgl. Luise Stolbergs Brief an Sybille Reventlow, 30. 12. 1816. RP (wie Anm. 5), Bd. 7, S. 361.

14 Vgl. Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck, Bd. 7, Neumünster 1985, S. 225-229.

Stolbergs Schwägerin Luise, die seit 1781 bei Carl Wendt (1731-1815), dem früheren Hofmeister ihrer Stiefsöhne, in dessen Landhaus Hummeltofte bei Lyngby nördlich von Kopenhagen lebt. Nicht erwähnt wird Christian Detlev Reventlow (1748-1828), der älteste der Brüder Luise Stolbergs, obwohl aus dem Brief, den Stolberg auf seiner Rückreise an diese und seinen Bruder geschrieben hat, hervorgeht, dass er mit ihm und seiner Frau zumindest einen ganzen Tag „in Hummeltoft, Seelust u: Bernstorff“ verbracht hat.¹⁵ Auch der Mann namens „Brand“, den Stolberg in Hummeltofte getroffen hat und ohne Vornamen, Titel oder Amtsbezeichnung nennt (S. 31), lässt sich mit Sicherheit identifizieren, weil Stolberg erwähnt, dass er einmal Landvogt in Delmenhorst war: Es ist Christian Brandt (1735-1805), der seit 1760 in der Verwaltung des dänischen Gesamtstaats tätig ist, seit 1764 für etwa vier Jahre das Amt in Delmenhorst innegehabt hat, im Jahr von Stolbergs Besuch Direktor in der Dänischen Kanzlei wird und 1789 zu deren Präsident avanciert. Brandt erzählt Stolberg, dass er einst Vormund von Agnes von Witzleben und ihren Geschwistern hat werden sollen,¹⁶ dies aber ablehnt, als er erfährt, dass der zweite Vormund „Dinklage“ werden solle.¹⁷

Mehrfach nennt Stolberg in den auf Bernstorff an Agnes geschriebenen Briefen Christiane Reventlow (1753-1793), eine Kusine von Johann Ludwig Reventlow und Luise Stolberg, eine Tochter ihres Onkels Conrad Detlev (S. 28, 30, 31, 32). Einmal erwähnt Stolberg auch deren Mann (S. 31), doch gibt Horst Conrad dieser Briefstelle keine Anmerkung bei, die seinen Namen nennt. Die Identifizierung des Mannes, den Stolberg meint, ist tatsächlich schwierig. Christiane Reventlow hat 1774 den späteren preußischen Staatsmann Carl August von Hardenberg (1750-1822) geheiratet, aber dieser hat 1787 die Scheidung von ihr eingeleitet und geht 1788 eine neue Ehe ein. Als Stolberg Christiane Reventlow trifft, ist Hardenberg also vermutlich nicht mehr ihr Mann, und es ist sehr unwahrscheinlich, dass Stolberg von der Scheidung nichts gewusst haben sollte. Deshalb kann er wohl nicht Hardenberg meinen, wenn er seiner Frau gegenüber von Christiane Reventlow schwärmt und sich wünscht, dass diese, falls es mit seiner Anstellung in Sorø klappt, immer bei den Stolbergs sein werde, „wenn ihr Mann abwesend ist“ (S. 31). Ob auch Christiane Reventlow 1788 vor einer neuen Eheschließung steht, ist nicht bekannt.¹⁸ Daher muss offen bleiben,

15 Stolberg 2014 (wie Anm. 3), S. 189. – In dem Brief an seine Frau, in dem Stolberg einen Besuch in Hummeltofte erwähnt (S. 31), nennt er Reventlow nicht unter den dort Anwesenden.

16 Der Vater Adam Levin von Witzleben stirbt 1766, die Mutter Caroline 1774. Bei ihrem Tod sind noch neun ihrer elf Kinder unter 18 Jahre und zehn unter 21 Jahre alt.

17 Welches Mitglied der westfälischen Familie von Dinklage hier gemeint ist, ist nicht sicher. Am ehesten ist wohl an den großbritannischen und hannoverschen Generalmajor Georg August von Dinklage (1730-1788) zu denken, dessen Mutter Charlotte Amalia eine Tochter des Kurt Veit von Witzleben auf Hude ist (Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser. Freiherrliche Häuser A, Bd. 6, Limburg 1966, S. 79). Da dieser der Großvater von Adam Levin von Witzleben ist, wäre Georg August von Dinklage ein Vetter zweiten Grades von Adam Levin von Witzleben. Die Stammtafel von Witzleben in RP (wie Anm. 5), Bd. 10, S. 551-556, die mit Kurt Veit von Witzleben beginnt, verzeichnet jedoch keine Tochter.

18 Am 15.1.1789 äußert sich Johann Ludwig Reventlow in einem Brief an seinen Bruder Christian Detlev

wie Stolbergs Äußerung zu verstehen ist. Schwierig ist auch die Identifizierung noch einer weiteren Person. Stolberg erwähnt einen Mann namens H. Dieser hat – wie Agnes Stolberg aus einem Brief ihrer Schwägerin Katharina weiß – in einer Angelegenheit, die ihn mit „edlen Scrupels“ erfüllt, in einem Brief, „der ihm unendlich viel Ehre macht,“ bei seinem Vater Rat gesucht, und der hat ihm „schriftlich die Zweifel benommen.“ Stolberg schreibt, er stimme ganz und gar mit der Meinung des Vaters überein, womit nur gemeint sein kann, dass er die Skrupel des Sohnes für nicht berechtigt hält, fügt jedoch hinzu: „aber H. ist mir noch theurer geworden als er schon war“ (S. 26). Es gibt in den vorhergehenden und den folgenden Briefen Stolbergs, soweit erkennbar, keine Informationen, die den hier besprochenen Vorgang erläutern. Horst Conrad äußert sich auch nicht dazu, identifiziert aber den jungen H. als Gottlieb Albrecht Carl von Hardenberg, der 1788 elf oder zwölf Jahre alt ist und 1812 durch seine Heirat mit Stolbergs Tochter Henriette dessen Schwiegersohn wird. Das wäre zu erwägen, wenn es Belege dafür gäbe, dass Stolberg schon 1788 hätte auf ihn aufmerksam werden können. Das scheint jedoch nicht der Fall zu sein. Deshalb ist auch an den Sohn aus der Ehe zwischen Carl August Hardenberg und Christiane Reventlow, Christian Heinrich August (1755-1840), zu denken, denn Hardenberg hat sich 1782 verpflichten müssen, dass sein Sohn, wenn er die Güter seiner Mutter auf der Insel Lolland erben soll, in Dänemark bleibt.¹⁹ Es ist also möglich, dass sein Sohn Skrupel hat, diese Verpflichtung einzuhalten und, wie sein Vater, den Namen Hardenberg-Reventlow anzunehmen.

Zu den Gästen des Hauses, die Stolberg auf Bernstorff trifft, gehört auch der Komponist Johann Abraham Peter Schulz, der seit dem Herbst 1787 königlicher Kapellmeister in Kopenhagen ist. Am 4. August berichtet Stolberg seiner Frau: „Den Abend war Schulz hier, sang u[nd] spielte Dein Wiegenlied. Es ist mündlich allerliebste. Ich hatte Unrecht es nicht so schön zu finden, es ist allerliebste, wiewohl Du noch viel schönere Gedichte gesungen hast, deren liebste mir die *Melodie* von Psyche ist“ (S. 29). Horst Conrad merkt dazu nur an, dass Psyche der Dichtername von Agnes Stolberg ist, sagt aber nichts über ihre beiden Gedichte. Dass Schulz auf Bernstorff das *Wiegenlied* („Schlummre, Bübchen“) vorträgt und dass Stolberg gerade dieses erwähnt, hat seinen tieferen Sinn darin, dass Agnes Stolberg die Verse auf Wunsch ihrer Schwägerin Auguste Bernstorff geschrieben hat, nachdem diese am 13. Mai ihren Sohn Carl, ihr erstes und einziges Kind, zur Welt gebracht hat. Johann Heinrich Voß veröffentlicht das Gedicht im Herbst 1788 in seinem *Musenalmanach* für das Jahr 1789,²⁰ und Schulz seine Vertonung im dritten Band seiner *Lieder im Volkston* (1790).

sehr heftig über Carl August von Hardenberg und sein Verhalten während der Scheidung. Sein Ausbruch endet mit einem Satz, der sich zweifellos auf Christiane Reventlow und die zweite Ehe Hardenbergs bezieht: „Sie sollte nun ihren Galan heyrather, damit das Ganze vollkommen und übereinstimmend wäre.“ RP (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 152. Wer der Galan ist, sagt Bobé nicht.

19 RP (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 242.

20 Die ursprüngliche Fassung vor der Bearbeitung durch Voß ist gedruckt bei Otto Hellinghaus: Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg erste Gattin Agnes geb. von Witzleben. Köln 1919, S. 94.

Das Gedicht *Melodie* („Melodie! schöne Vertraute der liebenden Seele“) hat Voß ein Jahr zuvor unter dem Pseudonym „Psüche“ im Musenalmanach für 1788 gedruckt.²¹

In seinem ersten Brief aus Bernstorff berichtet Stolberg, Schwester und Schwager seien ihm „vor Wasserschlebens Garten“ entgegengekommen. Conrad gibt richtig an, dass es sich hier um den im Jahr zuvor verstorbenen Joachim Wasserschleben oder – wie er sich selbst schreibt – Wasserschlebe handelt. Es wäre aber auch zu erwähnen, dass er einer der engsten Mitarbeiter von Johann Hartwig Ernst Bernstorff (1712-1772) gewesen, in dessen Sturz durch Struensee mit hineingezogen worden und auch später nicht wieder in den Staatsdienst zurückgekehrt ist, aber zum engeren Kreis von Andreas Peter Bernstorff zählt.²² Im Park von Bernstorff ‚gehört‘ ihm ein eigenes Stück Garten, in dem er vor allem Blumen, aber auch exotische Bäume kultiviert, bis er 1778, um einer verwitweten Schwester und deren ebenfalls verwitweter Tochter zu helfen, nach Flensburg übersiedelt.²³ Seinen Garten ‚erbt‘ dann Stolberg, wie dieser Bernstorffs Schwägerin Magdalene Hedwig Bernstorff am 10. Oktober 1778 mitteilt.²⁴ Er hat dieses Privileg bis zu seiner eigenen Übersiedlung nach Eutin 1781 genossen, und noch von seinem Besuch in Kopenhagen sieben Jahre später kann er am 3. August seiner Frau berichten, die Töchter Bernstorffs hätten Katharina Stolberg, ihm und ihren Brüdern am Morgen „ein déjeuner in meinem Garten“ gegeben (S. 28).

In Stolbergs Briefen werden zwei Ehepaare namens Warnstedt erwähnt,²⁵ Conrad gibt bei der ersten Nennung dieses Namens²⁶ an, dass es sich um Franz Ludwig von Warnstedt und seine Frau Johanna Wilhelmine Friederike handele (S. 23). Franz Ludwig Warnstedt (1783-1840) wird in der Tat Besitzer von Loitmark, aber erst 1813. Der Vorbesitzer ist dessen Vater, der Jägermeister Friedrich Carl Warnstedt (1750-

21 Wiederabdruck ebd., S. 86, Erstdruck einer geringfügig abweichenden Fassung mit der Überschrift „Lied von Agnes an ihren Stolberg“ in: Stolberg 2014 (wie Anm. 3), S. 199 f.

22 Zur Namensform und zu seiner Biographie vgl. Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck, Bd. 13, Neumünster 2011, S. 475-479.

23 Das Landhaus, das er dort nördlich der Stadt erwirbt, wird der Kern der heutigen Ortschaft Wassersleben.

24 Stolberg an Magdalene Hedwig von Bernstorff, 10.10.1778. Stolberg 2014 (wie Anm. 3), S. 97. Vgl. auch seinen Brief an Christian Detlev Reventlow vom selben Tag: RP (wie Anm. 5), Bd. 3, S. 263.

25 Dass es sich um zwei Ehepaare handelt, von denen das eine in der Nähe von Kappeln und das andere in der Nähe von Kopenhagen lebt, wird S. 32 deutlich.

26 Die Angaben des Gotha über die Familie sind sehr dürftig, denn sie beschränken sich auf Friedrich Carl von Warnstedt (der hier und auch in Danmarks Adels Aarbog 1937, Tl: 2, S. 141, Carl Friedrich genannt wird) und seine Nachkommen – unter denen der weiter unten erwähnte Sohn Wilhelm fehlt (Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Adelligen Häuser. Gotha 1900, S. 850f.). Christopher von Warnstedt: Kurze Geschichte und ältere Genealogie des Geschlechts von Warnstedt. In: Der Herold für Geschlechter-, Wappen- und Siegelkunde 3 (1943), S. 141-184, berichtet S. 152-154 über die im folgenden erwähnten Familienmitglieder, nennt aber nur wenige Jahreszahlen und verweist für deren genealogische Daten auf den einschlägigen Band des Gotha 1943, der aber wegen des Krieges nicht mehr erschienen ist. Deshalb sind heranzuziehen die Artikel über die beiden Brüder in: Dansk Biografisk Leksikon. Tredje udgave. Bd. 15, København 1984, S. 295-297, und Karen Hjorth: Slottet og Slægten. Familien Schulin på Frederiksdal 1740-1840. København 2006.

1811). Er ist 1776 durch seine Heirat mit Friederike Rumohr (1757-1827) aus dem Hause Rundhof zum Hausherrn auf Loitmark geworden, weil die kinderlose Anna Johanna Dewitz, geb. Rumohr, das Gut schon 1769 ihrer Nichte überschrieben hat. Als Agnes Stolberg 1788 bei Frau von Dewitz Aufnahme findet, ist diese also nicht mehr die Besitzerin von Loitmark, sondern lebt dort bei den Warnstedts.

Bei dem zweiten Ehepaar namens Warnstedt, das Stolberg in seinen Briefen erwähnt, handelt es sich um Friedrich Carls älteren Bruder Hans Wilhelm Warnstedt (1743-1817), der seit 1778 Leiter des Königlichen Theaters in Kopenhagen ist, und um seine erste Ehefrau Dorothea Luise (1755-1788), eine Schwester des königlichen Leibarztes Johann Chilian Just Berger (1723-1791), dem Stolberg während seines Aufenthalt mindestens zweimal begegnet (S. 27, 28, 32). „Die Schulin“, die zusammen mit Stolberg auf Hummeltofte zu Gast ist (S. 31, 32),²⁷ ist nicht, wie Conrad vermutet (S. 31), die Ehefrau des Grafen Johann Sigismund von Schulin (1694-1750), des Vorgängers des älteren Bernstorff im Amt des dänischen Außenministers, sondern Sophie Hedwig Schulin (1753-1807), die Witwe von dessen früh verstorbenem Sohn Friedrich Ludwig (1747-1781) und derzeitige Herrin des Schlosses Frederiksdal in Virum nördlich von Kopenhagen. Sie ist eine Schwester der beiden Warnstedts. Auf Bernstorff und im Landhaus der Kopenhagener Warnstedts sieht Stolberg den „kl[einen] Wilhelm“ (S. 27, 32). Das ist einer der Söhne Friedrich Carl von Warnstedts, der sich 1788 bei seiner Tante aufhält, damit einer der Kopenhagener Ärzte sich seines lahmen Arms annehmen kann.²⁸ In seinem ersten Brief von der Reise bittet Stolberg seine Frau, ihn „den Warnstedts u[nd] Sophie Rumohr“ freundschaftlich zu empfehlen. Conrad vermutet, die hier neben dem Ehepaar Warnstedt auf Loitmark genannten Dame sei „Luise Marianne (Sophia?) von Rumohr“ (S. 24), die Ehefrau von Christian August von Rumohr (1759-1798). Das würde eigentlich gut passen, weil dieser Neffe der Frau von Dewitz und Bruder der Frau von Warnstedt der derzeitige Besitzer des nicht weit von Loitmark entfernten Guts Rundhof ist, doch sind für dessen Ehefrau nur die Vornamen Luise und Marianne bezeugt. Stolbergs Gruß gilt also nicht ihr, sondern wohl eher der älteren Schwester ihres Mannes, Agnete Sophie (1756-1834), die noch unverheiratet ist und daher noch in ihrem Elternhaus Rundhof lebt.²⁹

Zu diesen Informationen über die von Stolberg in seinen fünf Briefen erwähnten Personen ist noch hinzuzufügen, dass es misslich ist, dass Horst Conrad die in den Briefen erwähnten Namen von Orten kommentarlos in der von Stolberg benutzten Form wiedergibt, denn das macht es einem Leser, der kein Dänisch kann oder sich nicht in der Umgebung von Kopenhagen auskennt, (außer bei „Brahetrolleburg“ für Brahetrolleborg; S. 23-24, 28) schwer, die Orte auf einer Karte oder im Internet zu finden, denn diese deutschsprachigen Formen waren wohl nur in dem Kreis, in

27 In Stolbergs Satz: „Die Schulin hat mir so gesund ausgesehen als itzt“ (S. 32) ist „mir“ wohl ein Lesefehler für „nie“:

28 Hjorth 2006 (wie Anm. 26), S. 124.

29 „Baggesee“ (S. 28) ist sicherlich nur ein Schreib- oder Druckfehler, denn in der dazugehörigen Anmerkung ist der Name richtig als Baggesen wiedergegeben.

dem Stolberg in Kopenhagen aufwuchs, gebräuchlich; einzig der Name „Rotschild“ für Roskilde (S. 25) wurde durch Klopstocks Ode „Rothschilds Gräber“ (1766) im Druck verbreitet; er wurde aber auch dann kein Sprachgebrauch, sondern blieb nur Buchwissen der Gebildeten. „Seelust“ (S. 25) ist Ernst Schimmelmanns Landsitz Sølyst in dem Kopenhagener Vorort Klampenborg am Öresund, „Löwenburg“ (S. 28) das Herrenhaus Løvenborg, das Zentrum der gleichnamigen Baronie im Norden der Insel Seeland und Besitz der Familie Løvenskiold, „Friedrichsthal“ (S. 31) das Schloss Frederiksdal nördlich von Kopenhagen, das Johann Sigismund Schulin hat erbauen lassen und das zu der Zeit von Stolbergs Besuch von der Schwiegertochter des Bauherrn, Sophie Hedwig Schulin geb. Warnstedt, bewohnt wird. Am 4. August schreibt Stolberg, er werde gleich zu einem Frühstück mit seinen Schwestern Gustchen und Katharina sowie „den Mäusen“ zum Frühstück nach „Emerum“ fahren. Gemeint ist zweifellos Enrum,³⁰ das Landhaus des geadelten Kaufmanns Conrad Fabritius de Tengnagel, nicht weit von Frederiksdal.

Auf seinem Weg nach Kopenhagen erholt sich Stolberg kurz in „Seeburg“ (S. 22) von der Seekrankheit, die ihm bei seiner Fahrt über die Ostsee zu schaffen gemacht hat, ehe er nach Brahetrolleborg fährt. Auf Dänisch müsste der Ort wohl Søborg heißen, doch gibt es an der Südküste der Insel Fünen keinen Ort mit diesem Namen. „Seeburg“ dürfte also ein Lesefehler sein und Stolberg „Faaburg“ geschrieben und Faaborg gemeint haben. Das war zu Stolbergs Zeit und lange darüber hinaus die Schreibweise des Ortsnamens, den man heute Fåborg schreibt. Im Brief, den Stolberg am 28. Juli in Brahetrolleborg an seinen Bruder und seine Schwägerin schreibt, erscheint der Ort denn auch als „Foburg“ – nun also in einer Schreibweise, die nicht der dänischen Orthographie, sondern der dänischen Aussprache folgt. Dieser briefliche Bericht ergänzt sehr schön denjenigen, den Stolberg einen Tag zuvor seiner Frau geschickt hat: „Gestern Morgen um 8 Uhr verließ ich Loitmark, auf der Brücke mich in einen Nachen setzend welcher mich ans nah liegende Schiff brachte. [...] In 6 Stunden seegelte ich mit starckem Südwest Winde nach Foburg, kranck wiewohl der Wind so günstig war. In Foburg mußte ich ziemlich lang auf Pferde warten, schlief meinen Schwindel aus! Unsre Lieben [auf Brahetrolleborg] fand ich sehr wohl.“³¹

30 Das ist die heute gebräuchliche Namensform. Möglicherweise benutzte man im 18. Jahrhundert stattdessen oder daneben die dreisilbige, die sich in Stolbergs Brief findet. Jedenfalls sprach Heinrich Christian Boie 1780 in seinen Briefen aus Kopenhagen von „Enerom“ (Heinrich Christian Boie – Luise Justine Mejer. Briefwechsel 1776-1786. Hrsg.v. Regina Nörtemann in Zusammenarbeit mit Johanna Egger. Göttingen 2016. Bd. 1, S. 247, 251, 275, 292, 294, 295)

31 Stolberg 2014 (wie Anm. 3), S. 187.

Wer ist „H. Voß“?

von Henry A. Smith

Auf S. 46 der letzten *Vossischen Nachrichten* sehen wir eine sehr seltene und interessante Portraitszeichnung aus den bisher kaum bekannten Voß-Beständen der Straßburger Universitätsbibliothek. Lob und Dank für die Pionierleistung von Manfred Merckens, der uns auf diese Schätze aufmerksam machte!

Die hübsche – und offenbar recht gekonnte – Zeichnung ist unten links mit „H. Voß“ und unten rechts mit „C. Cauer“ bezeichnet, was mich aber keineswegs zur Annahme führt, der Abgebildete sei des Dichters berühmter Sohn Heinrich. Zum einen macht dies ein Vergleich des bekannten Gareis-Portraits mit Cauers Zeichnung recht deutlich!¹



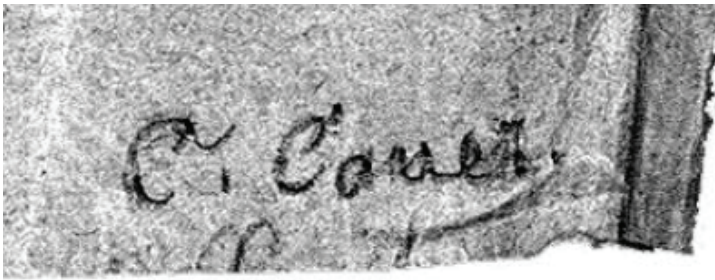
Noch entscheidender ist aber die Bezeichnung „Cauer“. Nach meiner Auffassung stammt die Zeichnung von dem Künstler *Emil Cauer* (1800-1867), der ab 1832 als Zeichenlehrer Kollege von Abraham Voß am Gymnasium in Kreuznach war. Im letztgenannten Jahr war Abrahams zweitältester Sohn *Hermann* Voß gerade 15 – was gut zum Alter des Dargestellten passen würde. Abrahams ältester Sohn hieß tatsächlich Heinrich, aber dieser war 1829 mit 15 Jahren tragisch in Kreuznach

1 Die linke Abbildung zeigt die in den *Vossischen Nachrichten* 11 (2014), S. 46 abgedruckte Portraitszeichnung „H. Voss“ von „C. Cauer“, BNU Strasbourg. Rechts das Heinrich Voß darstellende Gemälde von Franz Gareis (1800), Goethemuseum Frankfurt/M.

gestorben – ertrunken in der Nahe. Ganz ausschließen kann man natürlich nicht, dass Cauer bereits vor seiner Anstellung am Gymnasium die Voß-Familie besucht und Heinrich gezeichnet hat.

Geduld, liebe Leser. Ich weiß, dass unter der Zeichnung „C“ Cauer steht, aber auch dieses Problem lässt sich lösen. Es gab tatsächlich einen Künstler namens Carl (oder Karl) Cauer in Kreuznach, nämlich den 1828 geborenen Sohn Emils. Wenn dieser das Portrait gezeichnet hat, dann war der Dargestellte eher Abrahams Enkel *Johannes Voß* (1847-1923).

Ein entscheidender Faktor lässt mich aber an Emil als Urheber festhalten: Wenn man die Unterschrift genau unter die Lupe nimmt, sieht man unter dem „C“ ein deutliches „E“, das offensichtlich erst von späterer Hand mit einem „C“ überschrieben wurde. Bildbeschriftungen sollte man immer mit Skepsis betrachten. Sie wurden oft nachträglich gemacht – und waren nicht immer von der Hand des Künstlers. Man entscheide selbst. (Schade nur, dass einige Schriftzüge unter der Signatur abgeschnitten wurden.)



Und wie kam die Zeichnung mitsamt den übrigen Handschriften ausgerechnet nach Frankreich? Im neunzehnten Jahrhundert waren viele Voß-Nachfahren „Südwestdeutsche“. Hans Voß (der Sohn des Dichters), der jahrelang Architekt im Badischen war, heiratete Elise Engler in Kippenheim. Beide starben in Freiburg, er 1849, sie 1871. Abrahams Tochter Ernestine heiratete 1836 den Badischen Pfarrer Eduard Engler (den Schwager von Hans Voß) und starb 1873 in Gutach, Schwarzwald. Viele potentielle Nachlass-Erben aus beiden Linien lebten also in der Nähe des 1871 deutsch gewordenen Straßburg.

Voß in Print

Bibliographische Notizen 2014-2017 (mit Nachträgen)

von Martin Grieger

Textausgaben, Übersetzungen und Aufnahmen

- Schmidt-Tollgreve, Urs*: Ein Blick auf Dithmarschen im Jahre 1800. Ein Brief von Ernestine Voß, Heinrich Christian Boie und Johann Heinrich Voß an Johann Wilhelm Ludwig Gleim und Sophie Dorothea Gleim. In: Dithmarschen. Landeskunde – Kultur – Natur. 2014. Heft 4. Dezember. S. 13-21
- Seid menschlich, froh und gut*. Lieder nach Lyrik von Johann Heinrich Voß. Ulf Bästlein (Baßbariton), Sascha El Mouissi (Flügel). Kompositionen von Carl Philipp Emanuel Bach, Johann Abraham Peter Schulz, Johann Friedrich Reichardt, Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen, Franz Xaver Sterkel, Johann Rudolf Zumsteeg, Carl Maria von Weber, Carl Friedrich Zelter, Felix Mendelssohn Bartholdy, Fanny Hensel, Franz Schubert, Carl Loewe. Wien: Gramola 2016. 1 CD + 1 Begleitheft. Bestellnummer: 99118
- Voß, Ernestine*: Erinnerungen an Emilie Heins. [Neuausg.]. [Kiel]: [Merckens] 2014. 35 S.
- Walter, Axel E.*: Ernestine Voß. Eine Dichterin und Schriftstellerin der Spätaufklärung. Mit einer Edition ausgewählter Schriften. Eutin: Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft 2016. (Voß-Materialien. Bd. 2) XV, 456 S. [Darin:]
– Voß, Ernestine: Mitteilungen aus dem Leben von Johann Heinrich Voß
– Voß, Ernestine: Erinnerungen an Emilie Heins
– Aufsätze von Ernestine Voß

Monographien und Aufsätze

- Baillet, Anne*: Heinrich Voß' „Quadrupelrezension der Sofoklesse“ aus dem Jahr 1804. In: Deutsch lehren und lernen im nicht-deutschsprachigen Kontext. Betreut von Jacques Athias [u.a.] Bern [u.a.]: Lang 2007 (Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 „Germanistik im Konflikt der Kulturen“. Hrsg. von Jean-Marie Valentin. Bd. 3; Jahrbuch für internationale Germanistik. Reihe A. 79) S. 213-222
- Korten, Lars; Wißmann, Friederike; Stenger, Jan; Menninghaus, Winfried*: Metrum, Rhythmus, Melodie. ‚Der Maiabend‘ von Johann Heinrich Voß und Fanny Hensel. In: Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft. 43. 2011. S. 81-102
- Fantino, Enrica*: Nachahmung und Aneignung antiker Literatur am Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland. Einige Überlegungen zum Übersetzungswerk von Johann Heinrich Voß. In: Intrecci di lingue e cultura. Studi in onore di Sandra Bosco Colettos. A cura di Lucia Cinato, Marcella Costa e Donatella Ponti. Roma: Aracne Ed. 2012. S. 97-118
- Langenfeld, Klaus*: Homerische Sprache und homerischer Geist in den Idyllen von Johann Heinrich Voß. In: Homer im 18. Jahrhundert. Ein Kolloquium der Winckelmann-Gesellschaft. (Hrsg. von Jürgen Dummer u.a.) Stendal: Winckelmann-Gesellschaft 2012 (Schriften der Winckelmann-Gesellschaft. 29) S. 45-71 [Kolloquium der Winckelmann-Gesellschaft 10-12. 12. 1999]
- Sauder, Gerhard*: Bund auf ewig! Der „Göttinger Hain“ 1772-1774. In: Lenz-Jahrbuch. St. Ingbert Bd. 19. 2012. S. 9-47

- Blum, Barbara*: Ernestine Voß (1756-1834). In: B. Blum: Versunkene. Deutsche Dichterinnen des 18. Jahrhunderts. [Von der Karschin bis Helmina von Chézy. 23 biografische Aufsätze mit ausgewählten Gedichten]. Berlin [u.a.]: Thurneysser 2013. S. 143-152 : III.
- Kubisiak, Małgorzata*: Die Idyllen von Johann Heinrich Voß. Idylle als poetologisches Modell politischer Lyrik. Łódź: Wydawnictwo Uniwersytetu 2013. 191 S.
- Fielitz, Sonja*: William Shakespeare. Eine Einführung in Werk und Wirkung. Darmstadt: WBG (Wiss. Buchges.) 2013 (Einführung Anglistik) 160 S. [Darin:] VIII. Das Werk in Übersetzungen am Beispiel der deutschen Rezeption. 5. Johann Heinrich Voß und Söhne.
- Leuschner, Ulrike*: Ein neues Bundesbuch aus dem Göttinger Hain. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. Göttingen. 2013 (2014). S. 146-186
- Kertscher, Hans-Joachim; Rudolph, Andrea (Hrsg.)*: Einst in Penzlin daheim – heute in der deutschen Literatur zu Hause. Perspektiven auf den Dichter, Schriftsteller und Übersetzer Johann Heinrich Voß. Dettelbach: Verlag J. H. Röhl 2014. (Kulturwissenschaftliche Beiträge. Quellen und Forschungen. Bd. 9) 345 S. [Darin:]
- Rudolph, Andrea: Herausforderung und Chance einer Literatúrausstellung. Bemerkungen zur Werkstattausstellung ‚Johann Heinrich Voß. Ein Grieche aus Mecklenburg‘. S. 31-64
 - Ebert, Berthold: Johann Heinrich Voß und die Schule seiner Zeit. S. 65-79
 - Münch, Ernst: Sommerstorf – Penzlin – Neubrandenburg – Ankershagen. Die mecklenburgische(n) Lebenswelt(en) der Johann Heinrich Voß. S. 81-111
 - Kubisiak, Małgorzata: Zum Vorbild der Antike in den Idyllen von Johann Heinrich Voß am Beispiel der Anti-Idylle ‚Das Ständchen‘. S. 113-128
 - Walter, Axel E.: Die literatursprachliche Konzeption von Johann Heinrich Voß. S. 129-155
 - Langner, Martin-M.: ‚In diesem Schein des Bekannten liegt das ganze Geheimnis ...‘ Zur Position von Johann Abraham Peter Schulz in der musikhistorischen Entwicklung und seine Vertonungen von Texten von Johann Heinrich Voß. S. 157-169
 - Ritter, Heidi: Die Idyllen von Johann Heinrich Voß – Phasen ihrer Rezeption. S. 171-190
 - Grieger, Martin: Drei öffentliche Schulfeiern für Johann Heinrich Voß im 19. Jahrhundert. Neubrandenburg – Otterndorf – Eutin. S. 191-206
 - Rüdiger, Axel: ‚Literarischer Sansculottismus‘ und deutscher Jakobinismus. Johann Heinrich Voß im Metaphernfeld des demokratischen Republikanismus. S. 207-251
 - Häntzschel, Günter: ‚Glücklich ist immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal auftauen und an die Tagesordnung kommen <...>‘. Goethe zu Homer. S. 253-275
 - Kertscher, Hans-Joachim: Eine problematische Beziehung: Johann Heinrich Voß und Christoph Martin Wieland. S. 277-307
 - Tabarasi-Hoffmann, Ana-Stanca: Jens Baggesen und Johann Heinrich Voß. Zur Freundschaft zweier Kritiker der Romantik. S. 309-329
 - Koppenfels, Werner von: ‚Der nie genug zu schätzende Voß‘ und die Versatilität der Deutschen. Zum Johann-Heinrich-Voß-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. S. 331-342
- Gerds, Peter*: Homer-Übersetzung sorgte für Aufregung in literarischer Welt. Ohne Johann Heinrich Voß wäre die deutsche Literatur und europäische Übersetzungsliteratur um Vieles ärmer. In: Mecklenburg Magazin. Regionalbeilage der Schweriner Volkszeitung. 26. September 2014. S. 24; 3 Ill.
- Merckens, Manfred*: Vossiana in der BNU Strasbourg. In: Vossische Nachrichten. Bd. 11. 2014. S. 45-46 : III.

- Müller, Gerhard:* Goethes Kulturpolitik und Johann Heinrich Voß 1803. In: Vossische Nachrichten. Bd. 11. 2014. S. 5-20
- Peters, Patrick:* Männer aus dem Hain. Studien zur Männlichkeitskonstruktion in der Lyrik der Göttinger Hainbündler. Essen: Oldib-Verlag 2014. 407 S. Zugl.: Wuppertal, Univ., Diss., 2013
- Rudtke, Tanja:* Barocke Schauessen: Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Sigmund von Birken – Bürgerliche Feste: Jean Paul: „Siebenkäs“, Johann Heinrich Voß: „Luise“. In: T. Rudtke: Kulinarische Lektüren. Vom Essen und Trinken in der Literatur. Bielefeld: transcript-Verlag 2014 (Lettre) S. 37-58
- Stückemann, Frank:* Georg Christoph Friedrich Gieseler's „Kriegslied der Deutschen gegen die Neufranken“ – ein Gegengesang zu Johann Heinrich Voß' „Hymnus der Freiheit“. In: Vossische Nachrichten. Bd. 11. 2014. S. 33-44
- Suhrbier, Hartwig:* Mecklenburgisches Mosaik. Literarische Fundstücke. Mit einem Blick nach Lübeck. Admannshagen-Bargeshagen: BS-Verlag 2014 (MV-Taschenbuch) 113 S. : Ill. [Darin:]
VI. Wörter & Wendungen. Von Voß bis Fallada.
1. „Auf die Postille gebückt ...“ Voß und einige seiner Spuren. S. 71- 79
2. „Das Buch der Könige“. Einige Kartenspieler-Sprüche. S. 79 – 83 (Voß S. 82)
- Völker, Heiko:* Johann Heinrich Voß und das Otterndorfer Musikleben seiner Zeit. Nach alten Schriften wiedergegeben. [Otterndorf] : Selbstverlag, [ca. 2014] 26 S. : Ill.
- Voß-Haus wird mit neuem Leben erfüllt.* Wer war Johann Heinrich Voß? In: Havel-Quelle. Amtliches Mitteilungsblatt des Amtes Möllenhagen. Sietow. Bd. 279. 2014. S. 12-13: Ill.
- Walter, Axel E.:* „Geistige Unterhaltung fordern wenige Männer von ihren Weibern“ – Weibliches Selbstkonzept und Autorenschaft bei Ernestine Voß. In: Vossische Nachrichten. Bd. 11. 2014. S. 47-67
- Voß' Übersetzungssprache.* Voraussetzungen, Kontexte, Folgen. Hrsg. von Anne Baillot, Enrica Fantino, Josefine Kitzbichler. Berlin, München, Boston: Walter de Gruyter 2015 (Transformationen der Antike. 32) XII, 300 S. : Notenbeisp. [Dieser Band ist im Berliner Sonderforschungsbereich 644 „Transformationen der Antike“ entstanden.] [Darin:]
– Fantino, Enrica: Johann Heinrich Voß als junger Dichter und Übersetzer antiker Lyrik. Zur Entfaltung seiner rigoristischen Methode. S. 1-32
– Korten, Lars: Metrik als Tonkunst. Zur ‚Zeitmessung der deutschen Sprache‘ von Johann Heinrich Voß. S. 33-49
– Baudach, Frank: Klassizist und Klassiker. Zum Verhältnis von Voß und Goethe. S. 51-69
– Couturier-Heinrich, Clémence: Autorität und Konkurrenz. Zur Reaktion von Goethe und Schiller auf Vossens Hexameterlehre und – praxis. S. 71-92
– Baillot, Anne: Shakespeare und die alten Tragiker im Briefwechsel Heinrich Voß' mit Karl Solger und Rudolf Abeken. S. 93-112
– Roger, Christine: Der deutsche und der fremde Shakespeare. Die Voß'sche Shakespeare-Übersetzung im Kontext ihrer Zeit. S. 113-124
– Häntzschel, Günter: Homer im Wohnzimmer. Das bürgerlich-idyllische Epos im 19. Jahrhundert. S. 125-140
– Kitzbichler, Josefine: Homer übersetzen nach Voß. Zum Epigonalitätsproblem in Homer-Übersetzungen des 19. und 20. Jahrhunderts. S. 141-159
– Anhang: Briefe zwischen Heinrich Voß und Karl Solger. Herausgegeben von Sophia Zeil und Johanna Preusse. S. 161-286

- Baillet, Anne*: Die Hand des Vaters. Fichte, Voss, Tieck und ihr Nachwuchs im Spiegel ihrer Handschriften. In: Briefe um 1800 zur Medialität von Generation. Hrsg. von Selma Jahnke und Sylvie Le Moël. Berlin: BWV, Berliner Wissenschafts-Verlag 2015 (Berliner Intellektuelle um 1800. 4) S. 251-273
- Baudach, Frank*: „Also kein mündliches Lebewohl ...“ Das Ende der Freundschaft zwischen Johann Heinrich Voß und Friedrich Leopold zu Stolberg. In: Letzte Briefe. Neue Perspektiven auf das Ende von Kommunikation. Hrsg. von Arnd Beise und Jochen Strobel in Zusammenarbeit mit Ute Pott. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2015. S. 95-116
- Birkner, Nina*: Herr und Knecht in der (Anti-)Idyllik von Johann Heinrich Voß und Fritz Reuter. In: Idyllik im Kontext von Antike und Moderne. Tradition und Transformation eines europäischen Topos. Hrsg. von Nina Birkner und York-Gothart Mix. Unter Mitarb. von Jessica Helbig. Berlin [u.a.]: Walter de Gruyter 2015 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte. 148) S. 223-241
- Birkner, Nina*: Der „Vicar of Wakefield“ als Vorbild für Voß’ „Luise“ und Goethes „Hermann und Dorothea“. In: Goethe-Jahrbuch. Göttingen. Bd. 132. 2015. S. 151-161
- Mix, York-Gothart*: Sturm und Drang nach geldwerter Aufmerksamkeit oder der Göttinger Hain ‚muß in Deutschland oben an stehn‘. Kulturökonomie und Öffentlichkeit im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Maecenas und seine Erben. Kunstförderung und künstlerische Freiheit von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. von Jochen Strobel, Jürgen Wolf. Stuttgart: Hirzel 2015. S. 173-190
- Smith, Henry A.*: Historische Häuser in Eutin. 279 Häuser des frühen 19. Jahrhunderts mit ihren Vorgänger- und Nachfolgebauten, Besitzern und namhaften Bewohnern. Kiel, Hamburg: Wachholtz Verlag 2015. 320 S.
- Perrey, Hans-Jürgen*: Vossens Luise. Betrachtet und erzählt. Kiel: Dr. Steve-Holger Ludwig 2016. 176 S. : Ill.
- Studien zur Praxis der Übersetzung antiker Literatur*. Geschichte – Analysen – Kritik. Hrsg. von Josefine Kitzbichler und Ulrike C. A. Stephan. Berlin: de Gruyter 2016. (Transformationen der Antike. 35) 400 S. [Darin:]
- Schmitzler, Ulrich: Ovids Verwandlungen verteutscht. Übersetzungen der ‚Metamorphosen‘ seit dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit bis zum Ende der Neuzeit. S. 113-245
 - Poiss, Thomas; Kitzbichler, Josefine; Fantino, Enrica: Reflexionen über ein mögliches Instrumentarium zur Analyse von Übersetzungen griechischer und lateinischer Texte. S. 361-401
- Graumann, Helmut*: Bedeutende Persönlichkeiten aus Mecklenburg und Vorpommern und ihre Nachfahren. Admannshagen-Bargeshagen: BS-Verlag-Rostock 2016. 202 S. : Ill. [Darin:]
- S. 159-166: Johann Heinrich Voß / Johann Heinrich Voß ; Kurt Oskar Voß ; Prof. Ernst Theodor Voß
- Heufert, Gerhard*: Eudyssee – Ein Gedicht klagt an. Über fehlende Hinweise zu Johann Heinrich Voß in Eutin. In: Ostholsteiner Anzeiger. Nr. 104. (4./5. Mai 2016). S. 5
- Jäger, Hans-Wolf*: Vorlesungen zur deutschen Literaturgeschichte. Band 4: Empfindsamkeit, Sturm und Drang, Göttinger Hain. Hrsg. von Holger Böning. Bremen: edition lumière 2016. 234 S. : Ill.
- Kertscher, Hans-Joachim*: Johann Heinrich Voss, ein Grieche aus Mecklenburg. Zur Konzeption einer Ausstellung für den Dichter, Schriftsteller und Übersetzer in der Stadt Penzlin. In: Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte. Bonn. Bd. 23. 2016. S. 231-233

- Johann-Heinrich-Voß-Schule*, Gymnasium der Stadt Eutin im 450sten Jahr. Eutin 2016. 99 S. : III.
- Rudolph, Andrea*: Antike-Popularisierung durch Ausstellungsdidaktik. Überlegungen zur Einrichtung eines Johann-Heinrich-Voß-Literaturhauses im mecklenburgischen Penzlin. In: Die Antike in der populären Kultur und Literatur. Berlin: Frank & Timme, Verlag für wissenschaftliche Literatur 2016. S. 79-99
- Schwab, Andreas*: The reception of the Homeric hymn to Demeter in romantic Heidelberg: J. H. Voss and ‚the Eleusinian Document‘. In: The reception of the Homeric hymns. Edited by Andrew Faulkner, Athanassios Vergados and Andreas Schwab. Oxford: Oxford University Press 2016. S. 345-366
- Thomalla, Erika*: Der Bund mit toten Dichtern. Die Gedichtausgaben Ludwig Höltys und die Historisierung des Göttinger Hains durch Johann Heinrich Voß. In: Zeitschrift für Germanistik. Bern. Bd. 27.2017, 1, S. 69-86 : III.
- Vollert, Michael P.*: Johann Heinrich Voß (1751-1826), Johann Friedrich Abegg (1765-1840). Zwei Gelehrte an der Universität Heidelberg im frühen 19. Jahrhundert. Rheinbach 2017. 28 S. : III.

Das Umfeld. Ausgaben und Forschungen

- Baggesen, Jens*: Labyrinten eller Reise giennem Tydskland, Schweitz og Frankerig. Tekstudgivelse, efterskrift og noter ved Henrik Blicher. 2 Bd. [København]: Det Danske Sprog- og Litteraturselskab; Gyldendal 2016 (Danske klassikere) 419, 459 S.
- Jens Baggesens liv og værk*. Red. af Anna Sandberg og Svend Skriver. Hellerup: Spring 2010 (Springs forfatterskabsportrætter) 448 S. : III.
- Sandberg, Anna*: En grænsegænger mellem oplysning og romantik. Jens Baggesens tyske forfatterskab. København: Museum Tusulanum 2015 (Tidlig moderne. 11) 350 S.
- Sayer, John*: Wolf Heinrich Graf Baudissin. Around an unpublished mourning Letter. In: German life and letters. Oxford. Bd. 66. 2013. No. 2 (Apr.). S. 127-136
- Sayer, John*: Wolf Graf Baudissin (1789-1878). Life and legacy. Wien, Zürich: LIT Verlag GmbH & Co. KG 2015. 276 S. : III.
- Sayer, John*: Wolf Graf Baudissin (1789-1878). Sein Leben – seine Zeit. Ein Übersetzen. Berlin, Münster: LIT Verlag Dr. W. Hopf 2015. 267 S. : III.
- Johann Joachim Christoph Bode*. Studien zu Leben und Werk. Hrsg. von Cord-Friedrich Bergahn, Gerd Biegel, Till Kinzel. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2017 (Germanisch-Romanische Monatsschrift. Beihefte 83) 563 S.
- Heinrich Christian Boie, Luise Justine Mejer*: Briefwechsel 1776-1786. Hrsg. von Regina Nörtemann in Zusammenarbeit mit Johanna Egger. Göttingen: Wallstein Verlag 2016. Band 1: Juni 1776-Juni 1782. 612 S.; Band 2: Juli 1782-Juni 1784. 608 S.; Band 3: Juli 1784-Juli 1786. 571 S.; Band 4: Kommentar. 846 S.
- Grieger, Martin*: Die Briefe Heinrich Christian Boies an Johann Joachim Eschenburg. In: Johann Joachim Eschenburg und die Künste und Wissenschaften zwischen Aufklärung und Romantik. Heidelberg: Winter 2013. S. 329-342
- Grieger, Martin*: Leopold Matthieu, der Maler des Porträts von Heinrich Christian Boie. In: Nordelbingen. Heide. Bd. 82. 2013. S. 65-86 : III.
- Wargenau, Udo*: Ein unveröffentlichter Brief Gottfried August Bürgers an Heinrich Christian Boie. In: Lichtenberg-Jahrbuch. 2013. S. 353-357

- Wargenau, Udo*: Welche ist die richtige Ackermann? Sophie Charlotte und Dorothea Karoline Ackermann in Boies Briefen an Sprickmann. In: Lichtenberg-Jahrbuch. 2013. S. 359-363 : Ill.
- Gottfried August Bürger: Briefwechsel*. Bd. 1: 1760-1776. Herausgegeben von Ulrich Joost und Udo Wargenau in Verbindung mit Bernd Achenbach, Joachim Ehrhardt, Hans-Joachim Heerde, William A. Little, Helmut Scherer, Manfred von Stosch und Heinrich Tuitje. Göttingen: Wallstein-Verlag 2015. 1007 S. : Ill.
- Damert, Klaus*: Rufmord klassisch. Gottfried August Bürger. Volksdichter und radikaler Demokrat. Münster: Monsenstein und Vannerdat 2012 (MV-Wissenschaft) 275 S. : Ill.
- Beese, Melanie*: Münchhausens wunderbare wissenschaftliche Abenteuer zu Wasser und in der Luft und wie er diese zu erzählen pflegt. Eine literatur- und wissenschaftliche Studie zu den „Münchhausiaden“ Rudolf Erich Raspes und Gottfried August Bürgers. Bielefeld: Aisthesis-Verlag 2014. 316 S.
Zugl.: Duisburg-Essen, Univ., Diss., 2013
- Schübler, Walter*: Bürger, Gottfried August. Biographie. Nordhausen: Traugott Bautz 2012. 239 S. : Ill.
- Bunia, Remigius*: Metrik und Kulturpolitik. Verstheorie bei Opitz, Klopstock und Bürger in der europäischen Tradition. Berlin: Ripperger & Kremers Verlag 2014. 272 S. : Diagramme
- Damert, Klaus*: G. A. Bürger, Friedrich Schiller und der kranke Uhu. Münster: Monsenstein und Vannerdat 2015 (MV-Wissenschaft) 318 S.
- Damert, Klaus*: Gottfried August Bürger. Liebeslyrik, Balladen. Norderstedt: Books on Demand 2017. 128 S.
- Fénelon, François Louis de Salignac de LaMothe*: Gedanken zur reinen Gottesliebe. Aus dem Franz. von Matthias Claudius. Hrsg. und mit einem Nachwort von Jean-Claude Wolf. Neue Ausgabe. Basel: Schwabe 2014 (Schwabe Reflexe. 31) 631 S.
- Andresen, Dieter*: Vorrang der Erfahrung (2004). Matthias Claudius als Theologe. In: D. Andresen: Humanismus Gottes. Beiträge zu theologischer Identität und diskursfähigem Christentum. Berlin, Münster: Lit 2017 (Theologische Orientierungen. 28) S. 301-313
- Hamburgische Kirchengeschichte in Aufsätzen*. Bd. 4. Das 19. Jahrhundert. Hrsg. von Inge Mager. Hamburg: Hamburg University Press 2013 (Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs. 27) 633 S. : Ill. [Darin:]
– Steiger, Johann Anselm: Matthias Claudius‘ Beitrag zur metakritischen Aufklärung. S. 75-109
– Kopitzsch, Franklin: Matthias Claudius, der „Wandsbecker Bothe“. S. 111-123
- Begegnungen mit Matthias Claudius in den 1780er Jahren*. Zusammengestellt und erläutert von Reinhard Görisch. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 22. 2013. S. 26-31
- Görisch, Reinhard*: Matthias Claudius – ein evangelischer Poet . Der Wandsbeker Bote und seine Botschaft. In: Hamburg, Lübeck, Schleswig-Holstein. Eine Region stellt sich vor. (Hrsg. von Daniel Mourkojannis u.a.) Leipzig: Evangelische Verlags-Anstalt 2013 (Orte der Reformation. 8) S. 72-73 : Ill.
- Neuschäfer, Reiner Andreas*: „Es ist eine ‚Wahrheit‘, und nur ‚eine‘.“ Matthias Claudius‘ Gedanken zum Heiligen Abendmahl. Manfred Seitz zum 85. Geburtstag. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 22. 2013. S. 12-25
- Sichrovsky, Heinz*: „Lass uns einfältig werden“. Der Freimaurer Matthias Claudius. In: H. Sichrovsky: Mozart, Mowgli, Sherlock Holmes. Die königliche Kunst in Musik und Dichtung der Freimaurer. Wien: Löcker 2013. S. 169-181

- Weltseitigkeit.* Jörg-Ulrich Fechner zu Ehren. Hrsg. von Dirk Kemper. Paderborn: Wilhelm Fink 2013 (Schriftenreihe des Instituts für Russisch-Deutsche Literatur- und Kulturbeziehungen an der RGGU Moskau. 11) 644 S. [Darin:]
- Görisch, Reinhard: „s ist leider Krieg“. Das „Kriegslied“ von Matthias Claudius in Kriegs- und anderen Zeiten. Stationen seiner Wirkungsgeschichte. S. 177-201
 - Stückemann, Frank: Matthias Claudius in den Lippischen Intelligenzblättern. Zum Verhältnis zwischen dem Dichter des „Asmus“ und Johann Lorenz Benzler (1747-1817). S. 203-222
- Adolphsen, Helge:* Der Mond ist aufgegangen. Matthias Claudius und sein Abendlied. Norderstedt: Agentur des Rauhen Hauses Hamburg 2014 31 S. : Ill., Notenbeisp.
- Auerbach, Berthold:* Matthias Claudius Werke. In: B. Auerbach: Schriften zur Literatur. Hrsg. von Marcus Twellmann. Göttingen: Wallstein-Verlag 2014. S. 234-236
- Benedict, Hans-Jürgen:* Matthias Claudius. Warum der Dichter den Mond besang und das Leben lobte. Berlin: Wichern-Verlag 2014 (Wichern-Porträts [24]) 143 S. : Ill.
- Geck, Martin:* Matthias Claudius. Biographie eines Unzeitgemäßen. München: Siedler 2014. 319 S. : Ill., Notenbsp.
- Geck, Martin:* Matthias Claudius als Journalist. Drei bemerkenswerte Fallbeispiele. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 23. 2014. S. 5-14
- Goebel, Klaus:* „... eine gewisse Gestalt des inwendigen Menschen ...“ Essay über den Umgang mit Matthias Claudius in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 23. 2014. S. 36-49
- Gremels, Georg:* Wie hast du's mit der Religion, Matthias? Claudius und die Gretchenfrage. Marburg: Francke 2014. 224 S. : Ill., Notenbeisp.
- Grieger, Martin:* „oft und andächtig mit der Mutter gesungen“. Matthias Claudius und der Flensburger Pietismus. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 23. 2014. S. 23-35
- Joost, Ulrich:* Der wahre Erstdruck von Matthias Claudius' Gedicht „Brandgesang von den Gebrüdern Quarz“ und etwas zu Entstehung und Wirkung vom „Kriegslied“. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 23. 2014. S. 15-22 : Ill.
- Pommerening, Michael:* Matthias Claudius. Asmus, Andres, Görgel und Wandsbecker Bote. [Geleitwort: Olaf Scholz] Hamburg: Mühlenbek-Verlag 2014. 184 S. : zahlr. Ill.
- Postma, Heiko:* »Kommt Kinder, wischt die Augen aus, Es gibt hier was zu sehen«. Über den Wandsbecker Boten Matthias Claudius (1740 – 1815). Hannover: JMB-Verlag 2014 (Von Büchern und Menschen. 21) 55 S.
- Strunk, Reiner:* Matthias Claudius. Der Wandsbecker Bote. Stuttgart: Calwer 2014. 200 S. : Ill. ;
- Helle reine Kieselsteine.* Gedichte und Prosa von Matthias Claudius mit Interpretationen. Hrsg. von Reinhard Görisch in Verbindung mit der Claudius-Gesellschaft. Husum: Husum Druck- und Verlags-Ges. 2015. 277 S. : Ill. [Darin:]
- Hagestedt, Lutz: Das unschuldige Mädchen – so unschuldig nicht. S. 12-24
 - Rowland, Herbert: Matthias Claudius' „Mein Neujahrslied“ im Kontext. S. 27-37
 - Schurkus, Tanja: Claudius und die „weißen Teufel“. S. 40-49
 - Lüchow, Annette: Zur Rezension der „Gelehrtenrepublik“ im „Wandsbecker Bothen“ 1774. S. 56-68
 - Leuschner, Ulrike: Tuttissimi gegen die Schneiderschere. Matthias Claudius' „Serenata im Walde zu singen“. S. 71-82

- Geck, Martin: Der erste Zahn oder die Heiligkeit des Seins. S. 84-89
- Wehrs, Jürgen: Die Kunst, danken zu können. S. 93-103
- Baumann, Thomas: Schlichtheit mit Substanz. Zu Matthias Claudius' Auslegung des Vaterunsers. S. 109-114
- Neuschäfer, Reiner Andreas: Leider Leid – Friedensverantwortung und Kriegsgrausamkeiten. Zu Matthias Claudius' „Kriegslied“. S. 116-128
- Steinberg, Julius: Claudius' „Abendlied“ und der Prediger Salomo. S. 131-143
- Stückemann, Frank: Zwischen Pope und dem Prediger: Matthias Claudius, „Der Mensch“. S. 146-157
- Günther, Friederike Felicitas: Des Elends Ende? Matthias Claudius „Der Besuch im St. Hiob zu **“. S. 162-172 : Ill.
- Steinberg, Georg: Aus nichts etwas oder aus etwas nichts? „Bauer“ und „Advokat“ in Matthias Claudius'. S. 174-187
- Goebel, Klaus: Wozu Kirchenlieder da sind und was man nicht mit ihnen machen darf. S. 191-201
- Donovan, Siobhán: Rebekkas Morgenandacht für Klein und Groß. S. 205-214
- Görisch, Reinhard: Kurzgefasste Hymne auf die Liebe. S. 216-220
- Patsch, Hermann: Für Philosophen gratis! Claudius' zweite Nachricht von der neuen Aufklärung. S. 223-235
- Ellsel, Reinhard: Inspirierende Lebensregeln von Matthias Claudius. Gedanken zu „An meinen Sohn Johannes 1799“. S. 241-252
- Kranefuss, Annelen: Ähnliches auf andre Art? Zu einem späten Gedicht von Matthias Claudius. S. 254-264
- Poppe, Jael: Die Flüchtigkeit der Existenz. Matthias Claudius' Grabschrift auf Philipp Otto Runge. S. 266-275

Glagla, Helmut: Die Familie des Wandsbecker Boten Matthias Claudius nach dem Tod des Hausvaters 1815. Norderstedt: Books on Demand 2015. 205 S. [2., durchges. Aufl. 2015. 205 S.]

Glagla, Helmut: Das Verzeichnis der Bücher aus Matthias Claudius' Nachlaß, die 1834 versteigert wurden. Reprintausgabe mit erläuterndem Vorbericht von Helmut Glagla. Norderstedt: Books on Demand 2015. 43 S. : Ill.

Kranefuss, Annelen: „zur Satyre ziemlich aufgelegt“. Närrische Einfalt und ironische Kommunikation bei Matthias Claudius. In: Lichtenberg-Jahrbuch 2015. S. 33-49

Dilk, Enrica Yvonne: „Matthias und seine Freunde“. Claudius in den Tessiner Jugendbüchern von Lisa Tetzner und Kurt Kläber. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 25. 2016. S. 33-51 : Ill.

Goebel, Klaus: Kurt Wolff als Gestalter von Claudius-Texten. Zu seinem 100. Geburtstag. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 25. 2016. S. 52-54 : Ill.

Görisch, Reinhard: Die Beziehungen der Familie Matthias Claudius zum Elternhaus des Dichters Emanuel Geibel in Lübeck. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 24. 2015. S. 5-25

Grieger, Martin: „O sei ohn Unterlaß aufs Wohl der Welt bedacht“. Matthias Claudius' Studienjahre in Jena. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 25. 2016. S. 6-23

Matthias Claudius 1740-1815. Festschrift zum Claudiusjahr 2015. (Bürgerverein Wandsbek

von 1848. Red.: Richard Hölck, Rotraut Nesemeyer, Michael Pommerening) Hamburg 2015. 43 S. : Ill.

Der „Wandsbecker Bothe“. Claudius, Klopstock & Konsorten. Begleitheft zur Ausstellung in der Bibliothek der Helmut-Schmidt-Universität, 5. Mai - 15. August 2015. Hrsg. von der Bibliothek der Helmut-Schmidt-Universität, Hamburg. Antje Groneberg. Mit Beitr. von Jan-Jasper Fast und Sabine Graef. Hamburg: Bibliothek der Helmut-Schmidt-Univ. 2015. 102 S. : Ill.

Pommerening, Michael: Zum Matthias-Claudius-Jahr 2015. In: Wandsbek informativ. Der Wandsbecker Bothe. Die Monatszeitschrift für Wandsbek (mit Hinschenfelde), Marienthal, Jenfeld, Tonndorf, Farmsen-Berne und Eilbek.

- [1] Matthias Claudius. Herkunft des Vaters und Elternhaus. Bd. 30. 2015. Heft 1 (Jan.) S. 16 : Ill.
- [2] Matthias Claudius. Studium in Jena. Bd. 30. 2015. Heft 3 (März) S. 24
- [3] Matthias Claudius. Noch einmal Reinfeld. Bd. 30. 2015. Heft 5 (Mai) S. 24 : Ill.
- [4] Matthias Claudius. Hamburg. Bd. 30. 2015. Heft 6 (Juni) S. 24 : Ill.
- [5] Matthias Claudius. Wandsbek um 1770. Bd. 30. 2015. Heft 7 (Juli) S. 24 : Ill.
- [6] Matthias Claudius. Der Wandsbecker Bothe. Bd. 30. 2015. Heft 8 (Aug.) S. 24 : Ill.
- [7] Matthias Claudius. Der Wandsbecker Bothe – ein finanzieller Flopp. Bd. 30. 2015. Heft 9 (Sept.) S. 24
- [8] Matthias Claudius. Darmstädter Intermezzo. Bd. 30. 2015. Heft 10 (Okt.) S. 24 : Ill.
- [9] Matthias Claudius. Leben in Wandsbek. Bd. 30. 2015. Heft 11 (Nov.) S. 24
- [10] Matthias Claudius. Religiöse Stellung. Bd. 30. 2016. Heft 1 (Jan.), S. 16 : Ill.
- [11] Matthias Claudius. Auf dem Weg ins Alter. Bd. 30. 2016. Heft 2 (Febr.), S. 24 : Ill.
- [12] Matthias Claudius. Flucht und Tod. Bd. 30. 2016. Heft 3 (März) S. 24 : Ill.
- [13] Matthias Claudius. Viel mehr als das Abendlied. Bd. 30. 2016. Heft 4 (Apr.) S. 24 : Ill.

Richter, Bernhard: Matthias Claudius in den Anthologien von Theodor Storm und Marcel Reich-Ranicki. In: Wandsbek informativ. Bd. 30. 2015. H. 3 (März) S. 20-21: Ill.

Stückemann, Frank: „Ein Lied nach dem Frieden 1779“ von Matthias Claudius in Johann Lorenz Benzlers „Lippischen Intelligenzblättern“ – Erstdruck oder Nachdruck? In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 25. 2016. S. 24-32

Wehrs, Jürgen: Helmut Schmidt und Matthias Claudius. Ein enges Verhältnis zum Dichter. Wandsbeker Kultur. In: Wandsbek informativ. Bd. 30. 2016. Heft 2 (Febr.) S. 16-17 : Ill.

Hagestedt, Lutz: Notwendige Berichtigung der Legende vom braven Mann. Arno Schmidt und Matthias Claudius. In: Arno Schmidt und das 18. Jahrhundert. Hrsg. von Hans-Edwin Friedrich. Göttingen: Wallstein Verlag 2017. S. 245-267

Kadelbach, Ada: Paul Gerhard im Blauen Engel und andere Beiträge zur interdisziplinären Kirchenlied- und Gesangbuchforschung. Tübingen: Narr Francke Attempto 2017 (Mainzer hymnologische Studien. 26) XII, 575 S. : Ill. [Darin:]

– A. Kadelbach: Matthias Claudius und „seine“ Gesangbücher. S. 179-207

– A. Kadelbach: „Sie nahm aus ihrem Beutel ein uraltes Buch...“. Paul Gerhardt bei Matthias Claudius und Thomas Mann. S. 357-371

Johann Friedrich Cotta. Verleger – Unternehmer – Technikpionier. Hrsg. von Helmuth Mojem, Barbara Potthast. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2016 (Beihefte zum Euphorion. 38) 322 S., 13 Abb.

- Stosch, Manfred von*: Johann Arnold Ebert und der Göttinger Hain. In: Johann Arnold Ebert. Dichtung, Übersetzung und Kulturtransfer im Zeitalter der Aufklärung. Hrsg. von Cord-Friedrich Berghahn, Gerd Biegel, Till Kinzel. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2016 (Germanisch-romanische Monatsschrift. Beiheft. 72) S. 71-92
- Wortmann, Michael*: Der Freie Mann – Friedrich August Eschen (1776-1800). Biographie. Briefe. Werke. Kontexte. Pädagogik. Rezeption. Borchten: Verlag Ch. Möllmann 2017 (Kalokagathia. Schriftenreihe zu den Geistes- und Schönen Wissenschaften. Bd. 1) 852 S.; 30 Abb.; CD-ROM
- Singer, Rüdiger*: ‚Maske‘, ‚Label‘ und ‚Ton‘. Gleim und Bürger als Balladendichter in textinternen, paratextuellen und nichtauktorialen Inszenierungen. In: Schriftstellerische Inszenierungspraktiken – Typologie und Geschichte. Hrsg. von Christoph Jürgensen, Gerhard Kaiser. Heidelberg: Winter 2011 (Euphorion. Bd. 62) S. 91-119 : III.
- Lee, David E.*: Amor im Harnisch. Gleim als Anakreontiker und Grenadier. In: Euphorion. Heidelberg. Bd. 105. 2011. H. 1. S. 19-50
- Stört, Diana*: „Wo bekommen Sie denn Ihre italienischen Bücher?“ Das Prinzip der gemeinsamen Teilhabe im freundschaftlichen Netzwerk Johann Wilhelm Ludwig Gleims. In: Frühneuzeitliche Bibliotheken als Zentren des europäischen Kulturtransfers. Hrsg. von Claudia Brinker-von der Heyde [u.a.] Stuttgart: Hirzel 2014 (Germanistik) S. 273-281 : III.
- Klein, C. J. Andreas*: Die Grazien des Kleinen – Anmerkungen zum Briefwechsel zwischen Johann Wilhelm Ludwig Gleim und Johann Georg Jacobi. In: Freiburger Universitätsblätter. Freiburg, Br. Bd. 53.2014, 204 (Jun.), S. 9-18
- Börngen, Freimut*: Johann Wilhelm Ludwig Gleim als Planetoid am Himmel: „(29197) Gleim“. In: Gemeinnützige Blätter. Aus dem Förderkreis Gleimhaus e.V. Halberstadt. Bd. 23. 2015. 47, S. 97-105 : III.
- Aurnhammer, Achim*: Antonomastische Indienstnahmen antiker Dichter im Halberstädter Dichterkreis um Johann Wilhelm Ludwig Gleim. In: Topographien der Antike in der literarischen Aufklärung. Hrsg. von Annika Hildebrandt, Charlotte Kurbjuhn, Steffen Martus. Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt am Main, New York, Oxford, Wien: Peter Lang 2016 (Zeitschrift für Germanistik. Publikationen. Neue Folge. 30) S. 283-297
- Aurnhammer, Achim*: Mythopoetisches Rokoko. Zur mythologischen Lyrik von Gleim, Götze, Uz und Hölty. In: Mythographie in der Neuzeit. Modelle und Methoden in Literatur, Kunst und Wissenschaft. Hrsg. von Ralph Häfner. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2016 (Myosotis. 2) S. 187-205
- Olbricht, Sarah*: Medien der Freundschaft. Brief und Porträt als Kommunikationsmedien im 18. Jahrhundert am Beispiel des Freundeskreises von Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Masterarbeit, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 2016. 103 S.
- Aurnhammer, Achim*: Gleims Sonettexperimente. In: Euphorion. Heidelberg. Bd. 111. 2017. H. 2. S. 165-183
- Fechtner, Bianca*: Die Briefkultur des 18. Jahrhunderts am Beispiel von Briefen Johann Georg Jacobis an Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Bachelorarbeit, Otto von Guericke Universität Magdeburg, 2017. 54 S. : III.
- Lacher, Reimar F.*: „Friedrich, unser Held“ - Gleim und sein König. Göttingen: Wallstein Verlag 2017 (Schriften des Gleimhauses Halberstadt. Bd. 9) 167 S. : III., Karten., Notenbeispiele

- Goethe 1775*. Das Schicksalsjahr zwischen Werther und Weimar. Goethes letztes Frankfurter Jahr im Spiegel zeitgenössischer Briefe und Selbstzeugnisse. Zusammengestellt und kommentiert von Christine Belz-Hensoldt. Nordhausen: Bautz 2014. 326 S. : III. [Darin:]
- Bild 6: Augusta Gräfin zu Stolberg-Stolberg; Vorspiel; Prolog in Uetersen und Göttingen
 - Bild 7: Heinrich Christian Boie
 - Bild 9: Wandsbecker Bothe, S. 4
- Halem, Gerhard Anton von*: Wallenstein. Ein Schauspiel. Mit einem Nachwort herausgegeben von Daniele Vecchiato. Hannover: Wehrhahn Verlag 2016 (Theatertexte. 54) 116 S.
- Birkner, Gerhard Kay*: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft ...“? Eine Replik von August von Hennings an „den Herrn [Christoph] Blome auf Hagen“. In: Jahrbuch für Heimatkunde im Kreis Plön. Bd. 46. 2016. S. 235-237
[als Ergänzung zu:]
- Biskup, Karin; Stoltenberg, Margit: Ich habe einen guten Kampf gekämpft ... Christoph Blome, der letzte Gutsherr auf Hagen. In: Jahrbuch für Heimatkunde im Kreis Plön. Bd. 45. 2015. S. 5-28
- Müller, Oliver*: Lyrik der siebziger Jahre. Hölty, Goethe, Lenz. In: Sturm und Drang. Epoche – Autoren – Werke. Hrsg. von Matthias Buschmeier und Kai Kauffmann. Darmstadt: WBG, Wiss. Buchges. 2013. S. 104-121
- Conrad, Maren*: Aufbrüche der Ordnung, Anfänge der Phantastik. Ein Modell zur methodischen Balladenanalyse, entwickelt am Beispiel der phantastischen Kunstballade. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2014 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. 323) 314 S. : graph. Darst. Zugl.: Kiel, Univ., Diss., 2012 [Darin:]
- 8. Adelstan und Röschen – Ludwig Christoph Heinrich Hölty. S. 131-142
 - 9. Lenore – Gottfried August Bürger. S. 143-208
- Werle, Dirk*: Kleine und große Dinge in hymnischen Gedichten des 18. Jahrhunderts. Illustriert an Klopstocks „Gestirnen“ und Hölty's „Hymnus an den Mond“. In: Präsenz und Evidenz fremder Dinge im Europa des 18. Jahrhunderts. Hrsg. von Birgit Neumann. Göttingen: Wallstein Verlag 2015 (Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa Bd. 19) S. 412-428
- Friedrich Heinrich Jacobi. Briefwechsel*. Gesamtausgabe. Begr. von Michael Brüggem und Siegfried Sudhof. Hrsg. von Walter Jaeschke. Stuttgart-Bad Cannstatt : Frommann-Holzboog
- Reihe 1, Bd. 8: Briefwechsel Juli 1788 bis Dezember 1790 : Nr. 2152-2738. Hrsg. von Manuela Köppe. 2015. LX, 478 S. : III.
 - Reihe 1, Bd. 9: Briefwechsel Januar 1791 bis Mai 1792. Nr. 2739-2952. Hrsg. von Walter Jaeschke u. Rebecca Paimann. 2015. XXXIV, 352 S.
 - Reihe 1, Bd. 10: Briefwechsel Juni 1792 bis September 1794. Nr. 2953-3328. Nachtrag zum Briefwechsel 1769-1789. Hrsg. von Walter Jaeschke [u.a.]. 2015. XLIX, 418 S., [2] Bl. : III.
 - Reihe 1, Band 11: Briefwechsel Oktober 1794 bis Dezember 1798. Nr. 3329-3689. Hrsg. von Catia Goretzki. 2017. XLVIII, 331 S. : III.
 - Reihe 2: Kommentar. Bd. 5/1: Briefwechsel 1786, Nr. 1307-1608, Beilagen. Teilbd. 1: Nr. 1307-1509. 2014. XXII, 502 S.
 - Reihe 2: Kommentar. Bd. 5/2: Briefwechsel 1786, Nr. 1307-1608, Beilagen. Teilbd. 2: Nr. 1510-1608, Beilagen. 2014. S. 503-923
 - Reihe 2: Kommentar. Bd. 9: Briefwechsel Januar 1791 bis Mai 1792, Nr. 2739-2952, Beilagen. 2016. XXVI, 482 S. : III.

- Zühlke, Hanna*: Musik und poetisches Sylbenmaß. Friedrich Gottlieb Klopstocks antikeorientierter Vers im Lied von 1762 bis 1828. Würzburg: Königshausen & Neumann 2017 (Würzburger Beiträge zur Musikforschung. Bd. 5) 478 S. : Notenbeispiele
- Zelle, Carsten*: Lichtenbergs Empfehlung für den Mathematiker Johann Friedrich Pfaff. Einblick in einen Berufungsvorgang an die Universität Helmstedt 1788. In: Lichtenberg-Jahrbuch. 2013. S. 225-233
- Merck, Johann Heinrich*: Literarische Briefe. Hrsg. und mit einem Nachw. vers. von Ulrike Leuschner. Berlin: Insel-Verlag 2015 (Insel-Bücherei. 1409) 121 S. : III.
- Merck, Johann Heinrich*: Gesammelte Schriften. Historisch-kritische und kommentierte Ausgabe. Band 5: 1779-1780. Hrsg. von Ulrike Leuschner. Göttingen: Wallstein Verlag 2016. 875 S. : III.
- Merck, Johann Heinrich*: Gesammelte Schriften. Historisch-kritische und kommentierte Ausgabe. Hrsg. von Ulrike Leuschner [u.a.] Bd. 8: Übersetzungen aus dem Englischen. 1. 1762-1763. Göttingen: Wallstein-Verlag 2015. 349 S. : III.
- Merck, Johann Heinrich*: Gesammelte Schriften. Historisch-kritische und kommentierte Ausgabe. Hrsg. von Ulrike Leuschner [u.a.] Bd. 8: Übersetzungen aus dem Englischen. 2: 1765 : Herrn Thomas Shaws, Königl. Professors der griechischen Sprache, und Rectors des Collegii des heil. Edmunds zu Oxford, Reisen oder Anmerkungen verschiedene Theile der Barbarey und der Levante betreffend. Göttingen: Wallstein-Verlag 2015. 793 S. : III. + 32 Kupfertafeln
- Leuschner, Ulrike*: Mercks Reise nach Russland. In: Lichtenberg-Jahrbuch. 2013. S. 143-162
- Vogel, Christian*: Berufsleben, Pariser Mission und Freitod von Johann Heinrich Merck. In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde. Darmstadt. Bd. 72.2014, S. 83-132 : III.
- Johann Martin Miller*. Liederton und Triller. Sämtliche Gedichte. Hrsg., kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Michael Watzka. Berlin: Elfenbein-Verlag 2014. 256 S.
- Watzka, Michael*: Ein One-Hit-Wonder? Die Lyrik Johann Martin Millers in den Kompositionen seiner Zeitgenossen. In: Lenz-Jahrbuch. St. Ingbert: Röhrig. Bd. 21. 2014. S. 111-146; Notenbeisp.
- Niebuhr, Carsten*: Entdeckungen im Orient. Reise durch Arabien im Auftrag des dänischen Königs. 1761-1767. Hrsg. und bearb. von Robert und Evamaria Grün. [Wiesbaden]: Ed. Erdmann 2012 (Die 100 bedeutendsten Entdecker) 334 S. : Ill., Kt.
- Lohmeier, Dieter*: Hinrich Wilhelm Schmeelkes Biographie seines Onkels Carsten Niebuhr. In: Jahrbuch der Männer vom Morgenstern. Bd. 88. 2009. S. 187-229
- Carsten Niebuhr. 1733-1815*. Arabienforscher und Landschreiber in Meldorf. [Hrsg.: Dithmarscher Landesmuseum. Red.: Arne Voß] Meldorf: Dithmarscher Landesmuseum 2011. 36 S. : zahlr. Ill., Kt.
- Andersen, John*: Rejser til det lykkelige Arabien. På sporet af Carsten Niebuhr. København: Gyldendal 2012. 383 S. : III.
- Early scientific expeditions and local encounters. New perspectives on Carsten Niebuhr and „The Arabian Journey“*. Proceedings of a Symposium on the Occasion of the 250th Anniversary of the Royal Danish Expedition to Arabia Felix. Ed. by Ib Friis [et.al.] Copenhagen: Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab 2013 (Scientia Danica / H / 4 ; 2) 252 S. : Ill., Kt.
- Baack, Lawrence J.*: Undying curiosity. Carsten Niebuhr and the Royal Danish Expedition to

- Arabia (1761-1767). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2014 (Oriens et occidents. Bd. 22) 443 S. : Ill., Karten ; 25 cm
- Guichard, Roger H.*: Niebuhr in Egypt. European science in a biblical world. Cambridge: Lutterworth Press 2014. XVII, 344 S. : Ill., Kt.
- Haslund Hansen, Anne*: Niebuhrs museum. Souvenirs og sjældenheder fra Den Arabiske Rejse 1761-1767. København: Forlaget Vandkunsten 2016. (Carsten Niebuhr biblioteket. 28)
- Haslund Hansen, Anne*: Niebuhr's Museum. Artefacts and souvenirs from the Royal Danish Expedition to Arabia 1761-1767. With photographs by Torben Eskerod. Translated by Dan A. Marmorstein. København: Forlaget Vandkunsten 2016 (Carsten Niebuhr biblioteket) 252 S. : Ill., 1 Karte
- Gottfried Wilhelm Rabener*. Briefwechsel und Gespräche. Hrsg. von E. Theodor Voss unter Mitarbeit von Jan Müller. Göttingen Wallstein 2012. Bd. 1: Texte und Abbildungen. Bd. 2: Kommentar. 579 S., [34] Bl. : Ill.; 352 S. : Ill.
- Kertscher, Hans-Joachim*: Johann Friedrich Reichardt: Komponist und Schiftsteller. 200. Todestag. In: Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte. Hrsg. für die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat. Bonn. Bd. 21. 2014, S. 266-268
- Johann Abraham Peter Schulz*. Eine Materialsammlung über den Liedermann des Volkes. Herausgeber: Freunde und Förderer der Musik- und Kunstschule „Johann Abraham Peter Schulz“ der Stadt Schwedt/Oder e.V.; Redaktion: Anja Ludwig [u.a.] Schwedt/Oder: Musik- und Kunstschule „Johann Abraham Peter Schulz“ 2015. 91 S. : Ill., Notenbeispiele
- Baillet, Anne*: Dekanat, Rektorat, Promotionen. Die Gründerjahre der Philosophischen Fakultät am Beispiel von Karl Wilhelm Ferdinand Solger (1780-1819). In: 200 Jahre Berliner Universität, 200 Jahre Berliner Germanistik 1810-2010. Teil III. Hrsg. von Brigitte Peters und Erhard Schütz. Bern : Peter Lang, 2011 (Zeitschrift für Germanistik. Publikationen. N.F. 23) S. 43
- Baillet, Anne*: Die Entdeckung der Ironie. Das Bild Shakespeares bei Tieck und Solger. In: Dumiche, Béatrice (Hrsg.): Shakespeare und kein Ende? Beiträge zur Shakespeare-Rezeption in Deutschland und in Frankreich vom 18. bis 20. Jahrhundert. Kolloquium „Shakespeare-Rezeption in Deutschland und Frankreich“. Aachen 30-31.05.2003. Bonn: Romanistischer Verl. 2012 (Abhandlungen zur Sprache und Literatur. 186) S. 81-95
- Baillet, Anne*: Die Entwicklung der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität in den Jahren 1813-1817 – oder wie Boeckh seinen Studenten zur Promotion verhalf. In: August Boeckh. Philologie, Hermeneutik und Wissenschaftspolitik. Hrsg. von Christiane Hackel. Berlin: BWV Berliner Wissenschafts-Verlag 2013 (Berliner Intellektuelle um 1800. 3) S. 179-193
- Baillet, Anne* (Hrsg.): Grundzüge der Philosophie K. W. F. Solgers. Wien [u.a.]: LIT 2014 (Ideal und real. 2) 283 S. : Ill.
- Lesebuch Anton Mathias Sprickmann*. Zusammengestellt und mit einem Nachw. von Walter Gödden und Jochen Grywatsch. Bielefeld: Aisthesis 2011 (Nylands kleine westfälische Bibliothek. 28) 169 S. : Ill.
- Lohr, Axel*: Der unfreiwillige Abgang des Tremsbütteler Amtmanns Graf Christian zu Stolberg-Stolberg im Jahr 1800. In: Jahrbuch für den Kreis Storman. 33. Jg. 2015. S. 86-101
- Conrad, Horst*: Fünf Briefe Friedrich Leopold zu Stolbergs an seine Ehefrau Agnes, geb. von Witzleben. In: Vossische Nachrichten. Bd. 11. 2014. S. 21-32

- Franckensen-Liesefeld, Silke*: Der Landschaftsmaler Ludwig Philipp Strack 1761-1836. Biographie und Werkverzeichnis. Oldenburg: Isensee Verlag 2008 (Veröffentlichungen der Oldenburgischen Landschaft. 14) 324 S. : Ill.
- Johann Georg Zimmer*: Die Bestimmung des evangelischen Geistlichen. Mit einem Kommentar von Gudrun Perrey. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2016 (Jahresgaben des Verlages 2016/17) IV, 106 S., 1 Abb.
- Biographisches Lexikon* der demokratischen und liberalen Bewegungen in Mitteleuropa 1770 bis 1848/49. Helmut Reinalter, Claus Oberhauser (Hg.). Frankfurt: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften 2015 (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850. Bd. 48) XX, 831 S.
- Freimaurerische Persönlichkeiten in Europa*. Hrsg. von Helmut Reinalter. Innsbruck [u.a.]: Studien Verlag 2014 (Reihe Quellen und Darstellungen zur europäischen Freimaurerei. 16) 178 S. [Darin:]
- Reinalter, Helmut: Bode, Johann Joachim Christoph (1729-1793) S. 25-26
 - Volk, Peter: Bürger, Gottfried August (1747-1794) S. 31-33
 - Volk, Peter: Claudius, Matthias (1740-1815) S. 37-39
 - Volk, Peter: Klopstock, Friedrich Gottlieb (1724-1803) S. 98-100
 - Appel, Rolf: Lessing, Gotthold Ephraim (1729-1781) S. 107-109
 - Findeisen, Jörg-Peter: Münter, Friedrich Christian Carl Hinrich (1761-1830) S. 121-122
 - Fenner, Wolfgang: Reinhold, Karl Leonhard (1758-1828) S. 137
 - Volk, Peter: Stolberg, Christian Graf zu (1748-1821) S. 152-153
 - Volk, Peter: Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu (1750-1819) S. 153-155
- „*Als ich König war und Maurer*“. Freimaurerdichtung aus vier Jahrhunderten. Eine Anthologie mit 90 Porträts von Oskar Stocker. Hrsg. von Heinz Sichrovsky. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag 2016 (Reihe Quellen und Darstellungen zur europäischen Freimaurerei. 19) 608 S. : 90 Porträts
- Das Universitätsmamsellen-Lesebuch*. Fünf gelehrte Frauenzimmer, vorgestellt in eigenen Werken. Hrsg. von Ruth Finckh, unter Mitarbeit von Roswitha Benedix, Petra Mielcke, Ortrud Schaffer-Ottermann und Dagmar von Winterfeld. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen 2015. 349 S. [Über: Philippine Gatterer, Caroline Michaelis, Therese Heyne, Meta Wedekind, Dorothea Schlözer]
- Labouvie, Eva* (Hg.): Frauen in Sachsen-Anhalt. Ein biographisch-bibliographisches Lexikon vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2016. 422 S. : Ill.

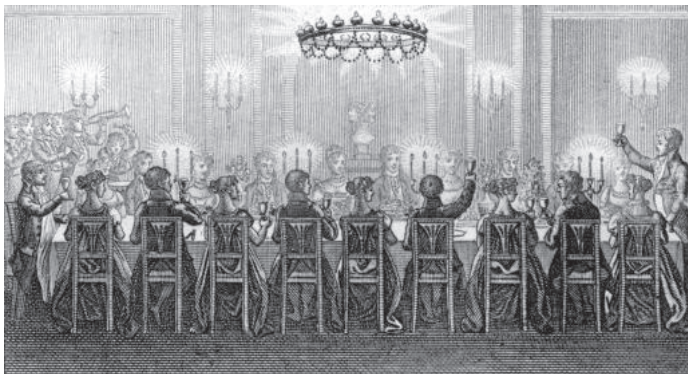
Rezensionen

- Schwerin, Kerstin von*: [Rezension zu:] Der Briefwechsel zwischen Johann Martin Miller und Johann Heinrich Voß. Hg. von Manfred Stosch unter Verwendung von Vorarbeiten von Alain Faure. Berlin: de Gruyter 2012. (Frühe Neuzeit. Bd. 153). In: Vossische Nachrichten. Bd. 11. 2014. S. 97-99
- Kahl, Paul*: [Rezension zu:] Der Briefwechsel zwischen Johann Martin Miller und Johann Heinrich Voß. Hg. von Manfred Stosch unter Verwendung von Vorarbeiten von Alain Faure. Berlin: de Gruyter 2012. (Frühe Neuzeit. Bd. 153). In: Das achtzehnte Jahrhundert. Wolfenbüttel. Bd. 40. 2016. H. 1. S. 114-116

- Schöfer, Klaus*: [Rezension zu:] Kerstin von Schwerin: Johann Heinrich Voß. Hannover: Wehrhahn 2013. (Meteore. Bd. 13) In: Vossische Nachrichten. Bd. 11. 2014. S. 92-94
- Joost, Ulrich*: [Rezension zu:] „... ewig in diesem Himmel die Hölle leiden“, Anton Mathias Sprickmann – Heinrich Christian Boie, Briefwechsel 1775-1782. Hrsg. und kommentiert von Jochen Grywatsch. Bielefeld, Aisthesis-Verl., 2008. In: Lichtenberg-Jahrbuch. 2013. S. 420-421
- Berghahn, Klaus L.*: [Rezension zu:] Damert, Klaus: Rufmord klassisch. Gottfried August Bürger. Volksdichter und radikaler Demokrat. Münster, Monsenstein und Vannerdat, 2012. In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur. Madison, Wis. Bd. 105. 2013. H. 1. S. 141-142
- Agthe, Kai: Kranker Uhu stützt den Vogel. Klaus Damert verteidigt Gottfried August Bürger gegen die Kritik Friedrich Schillers. [Rezension zu:] Klaus Damert: G. A. Bürger, Friedrich Schiller und der kranke Uhu. Münster, Monsenstein und Vannerdat, 2015. In: Mitteldeutsche Zeitung. Halle. Bd. 26. 2015 (25/26. April) S. 30
- Agthe, Kai*: Dem Meister der deutschen Kunstballade. Klaus Damert stellt Bürger Lyrik vor. [Rezension zu:] Damert, Klaus. Gottfried August Bürger. Norderstedt: Books on Demand 2017. In: Mitteldeutsche Zeitung. Halle. Bd. 28. 2017 (13/14. Mai) S. 27
- Pontzen, Alexandra*: Fundgrube für die deutsche Literaturgeschichte im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Gottfried August Bürgers „Briefwechsel“ wird neu ediert. [Rezension zu:] Gottfried August Bürger. Briefwechsel. Bd. 1: 1760-1776. Göttingen: Wallstein-Verlag 2015. In: Literaturkritik.de. Rezensionenforum für Literatur und für Kulturwissenschaften. Marburg. Bd. 17. 2015. Nr. 11
- Häntzschel, Günter*: [Rezension zu:] Gottfried August Bürger. Briefwechsel. Bd. 1: 1760-1776. Göttingen: Wallstein-Verlag 2015. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. Heidelberg. Bd. 65. 2015. H. 4. S. 518-520
- Martus, Steffen*: [Rezension zu:] Gottfried August Bürger. Briefwechsel. Bd. 1: 1760-1776. Göttingen: Wallstein-Verlag 2015. In: Germanistik. Tübingen. 2016. Bd. 56. Heft 3/4 (2015). S. 673
- Leuschner, Brigitte*: [Rezension zu:] Gottfried August Bürger. Briefwechsel. Bd. 1: 1760-1776. Göttingen: Wallstein-Verlag 2015. In: Editionen in der Kritik. Berlin. 8. 2016. S. 266-269
- Singh, Sikander*: [Rezension zu:] Schübler, Walter: Bürger, Gottfried August. Biographie. Nordhausen: Traugott Bautz 2012. In: Zeitschrift für Germanistik. Bd. 23. 2013. H. 3. S. 675-676
- Häntzschel, Günter*: [Rezension zu:] Beese, Melanie: Münchhausens wunderbare wissenschaftliche Abenteuer zu Wasser und in der Luft. Bielefeld: Aisthesis-Verlag 2014. In: Arbitrium. Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft. Bd. 34. H. 3. 2016. S. 326-330
- Donovan, Siobhán*: [Rezension zu:] Kranefuss, Annelen, Matthias Claudius. 1. Aufl. Hamburg, Hoffmann und Campe, 2011. In: Lessing yearbook. Bd. 40. 2012/2013. S. 215-216
- Donovan, Siobhán*: [Rezensionen zu:] Claudius, Matthias, Mich verlangt nach dir, ein Lesebuch. 1. Aufl. Hamburg, Hoffmann und Campe, 2012; Claudius, Matthias, Der Mond ist aufgegangen, Gedichte und Lieder. Köln, Anaconda, 2012. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 22. 2013. S. 47-50

- Rowland, Herbert*: [Rezension zu:] Schurkus, Tanja: Matthias Claudius, Romanbiografie. Giessen [u.a.], Brunnen-Verl., 2012. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 22. 2013. S. 50-52
- Neuschäfer, Reiner Andreas*: [Rezension zu:] Strunk, Reiner, Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Stuttgart, Calwer, 2014. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 23. 2014. S. 50-51
- Neuschäfer, Reiner Andreas*: [Rezensionen zu:] Benedict, Hans-Jürgen, Matthias Claudius, warum der Dichter den Mond besang und das Leben lobte. Berlin, Wichern-Verl., 2014; Gremels, Georg, Wie hast du's mit der Religion, Matthias?, Claudius und die Gretchenfrage. Marburg, Francke, 2014. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 24. 2015. S. 44-48
- Patsch, Hermann*: [Rezensionen zu:] Geck, Martin, Matthias Claudius, Biographie eines Unzeitgemäßen. 1. Aufl., München, Siedler, 2014; Pommerening, Michael, Matthias Claudius, Asmus, Andres, Görgel und Wandsbecker Bote. Hamburg, Mühlenbek-Verl., 2014; Siebald, Manfred, Und wir in seinen Händen, ein Jahr und ein Tag mit Matthias Claudius : Holzgerlingen, SCM Hänsler, 2014. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 24. 2015. S. 39-43
- Görisch, Reinhard*: [Rezension zu:] Glagla, Helmut, Die Familie des „Wandsbecker Boten“ Matthias Claudius nach dem Tod des Hausvaters 1815. Norderstedt, Books on Demand, 2015. In: Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft. Bd. 24. 2015. S. 50-52
- Baudach, Frank*: [Rezension zu:] Johann Heinrich Merck, Gesammelte Schriften, Bd. 4, 1778. [Historisch-kritische und kommentierte Ausg.], Göttingen, Wallstein-Verlag, 2013. In: Vossische Nachrichten. Bd. 11. 2014. S. 99
- Seidel, Robert*: [Rezension zu:] Johann Heinrich Merck, Gesammelte Schriften, Bd. 4, 1778 [Historisch-kritische und kommentierte Ausgabe], Göttingen, Wallstein-Verl., 2013. In: Das achtzehnte Jahrhundert. Wolfenbüttel. Bd. 39. 2015, 2, S. 253-256
- Federhofer, Marie-Theres* [Rezension zu:] Johann Heinrich Merck, Gesammelte Schriften. [Historisch-kritische und kommentierte Ausgabe] Bd. 1,3,4, Göttingen, Wallstein-Verl., 2012. In: Lenz-Jahrbuch. St. Ingbert. Bd. 20. 2014. S. 139-143
- Hamacher, Bernd*: [Rezension zu:] Johann Heinrich Merck, Gesammelte Schriften, [Historisch-kritische und kommentierte Ausg.], Göttingen, Wallstein-Verl., Bd. 1. 1760-1775. 2012; Bd. 3, 1776-1777. 2012; Bd. 4, 1778. 2013. In: Germanistik. Berlin. Bd. 54. 2014, 3/4, S. 509
- Paulus, Jörg*: [Rezension zu:] Johann Heinrich Merck, Gesammelte Schriften [Historisch-kritische und kommentierte Ausg.], Göttingen, Wallstein-Verlag, Bd. 1, 1760-1775. 2012; Bd. 3, 1776-1777. 2012; Bd. 4, 1778. 2013 [und] Karl Philipp Moritz, Sämtliche Werke, kritische und kommentierte Ausgabe, Berlin [u.a.], de Gruyter, Bd. 6, Schriften zur Pädagogik und Freimaurerei. 2013; Bd. 11, Denkwürdigkeiten, Vorworte, Nachworte und Anmerkungen zu von Moritz herausgegebenen Werken. 2013. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. GRM. Heidelberg. Bd. 64. 2015, 4, S. 505-507
- Pailer, Gaby*: [Rezension zu:] Johann Heinrich Merck, Gesammelte Schriften. [Historisch-kritische und kommentierte Ausg.] Göttingen, Wallstein-Verlag, 2012-. In: Lessing yearbook. Göttingen. Bd. 63. 2016. S. 219-220

- Böhmel Fichera, Ulrike*: [Rezension zu:] Johann Heinrich Merck, Briefwechsel. Göttingen: Wallstein-Verlag, 2007. In: Studi germanici. Roma. 2015, 8. S. 291-293
- Kording, Inka*: Lebensweisheiten eines nahezu Unbekannten. Über Johann Heinrich Mercks „Literarische Briefe“. [Rezension zu:] Johann Heinrich Merck, Literarische Briefe. Hrsg. von Ulrike Leuschner, Berlin, Insel-Verlag, 2015. In: Literaturkritik.de. Rezensionenforum für Literatur und für Kulturwissenschaften. Marburg. Bd. 18. 2016, 6
- Košeninina, Alexander*: [Rezension zu:] Gottlieb Wilhelm Rabener, Briefwechsel und Gespräche, Bd. 1-2. Göttingen, Wallstein-Verlag, 2012. In: Germanistik. Bd. 53. 2012. H. 3/4. S. 531
- Zelle, Carsten*: [Rezension zu:] Gottlieb Wilhelm Rabener, Briefwechsel und Gespräche, Bd. 1-2. Göttingen, Wallstein-Verlag, 2012. In: Arbitrium. Berlin [u.a.]: de Gruyter. Bd. 32. 2014. H. 3. S. 316-322
- Kinzel, Till*: [Rezension zu:] Gottlieb Wilhelm Rabener, Briefwechsel und Gespräche, Bd. 1-2. Göttingen, Wallstein-Verlag, 2012. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. Heidelberg: Winter. N.F. Bd. 64. 2014. H. 1. S. 108-109
- Reinecke, Thomas*: [Rezension zu:] Gottlieb Wilhelm Rabener, Briefwechsel und Gespräche, Bd. 1-2. Göttingen, Wallstein-Verlag, 2012. In: Marginalien. Wiesbaden: Harrassowitz. Bd. 214. 2014. H. 2. S. 75-77
- Hilliard, K. F.*: [Rezension zu:] Gottlieb Wilhelm Rabener, Briefwechsel und Gespräche, Bd. 1-2. Göttingen, Wallstein-Verlag, 2012. In: The modern language review. London. Bd. 109. 2014. 2 (Apr.). S. 540-543
- Walter, Axel E.*: [Rezension zu:] Friedrich Leopold Graf zu Stolberg: 256 Briefe. Herausgegeben von Dirk Hempel. Eutin: Eutiner Landesbibliothek 2014 (Eutiner Forschungen. 12) In: Vossische Nachrichten. Bd. 11. 2014. S. 95-97



Rezensionen und Miszellen

Axel E. Walter: Ernestine Voß. Eine Dichterin und Schriftstellerin der Spätaufklärung. Mit einer Edition ausgewählter Schriften. Eutin: Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft 2016 (Voß-Materialien, Bd. 2) XVI, 456 S. 36 € (für Mitglieder der Voß-Gesellschaft 25 €) ISBN 978-3-940211-01-9

Ernestine Voß, geb. Boie (1756-1834), „stellt in mancher Hinsicht einen geradezu exemplarischen Gegenstand für eine literaturgeschichtliche Untersuchung über frühneuzeitliche Autorinnen dar“ (S. XI). Aus einem protestantischen Pfarrhaus stammend heiratete sie einen Mann, der als Dichter und Homer-Übersetzer in die Literaturgeschichte eingegangen ist. Heute ist sie vor allem als Ehefrau von Johann Heinrich Voß der Nachwelt in Erinnerung geblieben, die ihrem Mann nicht nur den Rücken freigehalten hat, sondern ihn tätig in seiner Arbeit unterstützte. Sie wurde für ihren Mann „Kunstrichter“ und „Muse“, die darüber hinaus für ihren Ehemann einen großen Teil seiner Korrespondenz mit Freunden übernahm und seine Manuskripte abschrieb. Als Dichtergattin beschränkte sie sich jedoch nicht nur auf das Briefschreiben – die Domäne weiblichen Schreibens im 18. Jahrhundert – vielmehr erschienen von ihr (teilweise) postum mehrere Publikationen, darunter eine Reihe von autobiographischen, biographischen, pädagogischen und literarischen Texten, von denen zu Lebzeiten nur einige publiziert wurden. Als Epistolographin wird sie noch heute beachtet, als Autorin zählen zu ihren bekanntesten Schriften die *Mitteilungen aus dem Leben von Johann Heinrich Voß*, die erstmals als „Beilagen“ in der zwischen 1829 und 1833 von ihrem Sohn Abraham Voß in vier Bänden editierten Ausgabe der Briefe seines Vaters erschienen.

Zwar liegen bereits einige Studien zu Ernestine Voß vor, darunter zwei Dissertationen, doch fehlte bislang ein „Gesamtbild, das eine Definition von Ernestine Voß als Schriftstellerin um 1800 auf Basis der wirklich und aller von ihr geschriebenen Texte vornimmt“ (XI). In der vorliegenden, von der Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft herausgegebenen Studie untersucht Axel E. Walter, Leiter der Forschungsstelle für Historische Reisekultur an der Eutiner Landesbibliothek und Professor an der Universität Vilnius (Litauen), erstmals das gesamte schriftstellerische, nicht briefliche Werk von Ernestine Voß unter Einbezug ihrer Handschriften. In seiner 456 Seiten umfassenden Publikation setzt sich der Verfasser mit der „Dichterin und Schriftstellerin der Spätaufklärung“ Ernestine Voß auseinander. Die Studie ist das fruchtbare Ergebnis eines mit Unterbrechungen über viele Jahre hinweg andauernden Projektes, das schließlich ein glückliches Ende gefunden hat.

Der erste Teil „Ernestine Voß: Lebenslauf und weibliches Selbstkonzept einer Dichterin“ (S. 1-94) ist ein ausführlicher Lebensabriss; er umfasst die Jugend im Flensburger protestantischen Pfarrhaus und die Vorbereitung auf den „Beruf des Weibes“, ihre Ehe mit Johann Heinrich Voß und die letzten Jahre in Heidelberg. – Der zweite Teil „Die Schriftstellerin – Zwischen Autobiographie und Biographie,

mütterlicher ‚Haustafel‘ und poetischer Idyllisierung des Lebensalltags“ (S. 95-222) geht der Frage nach dem Selbstverständnis von Ernestine Voß als Autorin nach. Nach dem Tod ihres Mannes wandte sie sich dem eigenen Schreiben zu; sie widmete sich dem Aufschreiben der Erinnerung an das gemeinsame Leben. Es entstanden über viele Jahre hinweg die Lebenserinnerungen an Johann Heinrich Voß, die *Mitteilungen aus dem Leben von Johann Heinrich Voß*, sozusagen das Hauptwerk von Ernestine Voß, die von dem Sohn Abraham in die Briefausgabe seines Vaters aufgenommen wurden (S. 103-127). Diese Überarbeitungen blieben bislang von der Forschung unberücksichtigt. An einigen Beispielen belegt der Verfasser akribisch das Verfahren der Textherstellung, bei dem die Grenzen der Autorschaft zwischen Mutter und Sohn verwischen. Ernestine Voß fühlte sich verpflichtet, ihrem verstorbenen Mann, der durch seine Kontroversen mit Stolberg und den Heidelberger Romantikern als „polternder Polemiker“ in Kritik geraten war, in ein positives Licht zu rücken, das die Leistung von Voß würdigen sollte. – Es schließt sich eine Analyse der *Erinnerungen an Emilie Heins* (1831) an, einer biographischen Erzählung über eine Mädchenerzieherin und die erste selbständige Veröffentlichung unter dem Namen von Ernestine Voß (S. 128-155). Anschließend untersucht Walter die posthume Auswahlausgabe von Gelegenheitsgedichten, die als Prosa- und Verserzählungen äußerst reizvollen *Aufsätze von Ernestine Voß* (1837, 1846/54). Anhand von Manuskripten einiger dieser Texte weist der Verfasser nach, dass die gedruckten Schriften von Ernestine Voß an vielen Stellen stark überarbeitet worden sind.

Im Anhang dieser Studie sind einige der analysierten Texte aufgenommen, die teilweise nur handschriftlich zugänglich sind bzw. selten in Bibliotheken existieren. Sie wurden mit ausführlichen Kommentaren kritisch ediert, sodass der Leser der Schriftstellerin Ernestine Voß auch unmittelbar begegnen kann. Die synoptische Gegenüberstellung von Eutiner und Straßburger Handschriften und dem Text der Druckfassung der *Mitteilungen aus dem Leben von Johann Heinrich Voß* von 1833 (S. 223-276) ermöglicht einen besonders akribischen Editionsvergleich, um die Frage nach der Autorschaft von Ernestine Voß bzw. einer Mit-Autorschaft von Abraham Voß genauer beantworten zu können. Die *Erinnerungen an Emilie Heins* werden nach dem in Straßburg aufbewahrten Manuskript abgedruckt, die Varianten des Drucks von 1831 in einem Fußnotenapparat verzeichnet (S. 277-338). Bei den *Aufsätzen von Ernestine Voß*, wo nur sehr wenig im Manuskript überliefert ist, wurde umgekehrt der jeweils früheste verfügbare Druck zugrunde gelegt, die Varianten sind ebenfalls in Fußnoten vermerkt (S. 339-412).

Dass Ernestine Voß mehr als die Frau des berühmten Homer-Übersetzers war, macht Axel E. Walter deutlich mit der Absicht, „die Autorin Ernestine Voß auf den Platz in der deutschen Literaturgeschichte um 1800 führen zu können, der ihrem weiblichen Selbstverständnis, den individuellen Voraussetzungen wie Zwecken ihres Schreibens und den gesellschaftlichen Kontexten des literarischen Lebens ihrer Zeit gerecht wird“. Es geht dem Verfasser darum, „Ernestine Voß zum einen aus dem Schatten ihres Ehemanns Johann Heinrich Voß zu lösen, zum anderen sie vor allzu viel

Enthusiasmus [...] zu beschützen und drittens und vor allem die bisherige Forschung auf nunmehr zuverlässiger Textbasis einer kritischen Überprüfung zu unterziehen“ (S. XII). In seiner umfassenden, wissenschaftlich sorgfältig fundierten Studie, die zweifellos ein Desiderat in der Voß-Forschung füllt und zu weiteren wissenschaftlichen Untersuchungen einlädt, ist ihm das gelungen. Auch für den literaturhistorisch interessierten Leser ist die Publikation eine große Bereicherung, darüber hinaus bietet sie einen Überblick an umfangreicher Forschungsliteratur.

Kerstin von Schwerin

Einst in Penzlin daheim – heute in der deutschen Literatur zu Hause. Perspektiven auf den Dichter, Schriftsteller und Übersetzer Johann Heinrich Voß. Hg. von Hans-Joachim Kertscher und Andrea Rudolph. Dettelbach: Verlag J.H. Röll 2014 (Kulturwissenschaftliche Beiträge, Quellen und Forschungen, 9). 345 S. 49,90 € ISBN 978-3-89754-457-4

Die vom 5. bis 7. Oktober 2012 in Penzlin durchgeführte Voß-Tagung stand im Zeichen des damals geplanten, inzwischen bereits in der Realisierung befindlichen Vorhabens der Stadt Penzlin, in der alten Stadtschule in der Turmstraße ein „Johann-Heinrich-Voß-Literaturhaus“ einzurichten, das neben der Penzliner Stadtbibliothek auch eine ständige Voß-Ausstellung beherbergen soll. Erklärtes Ziel der Tagung war einerseits der allgemeine „Austausch über Forschungsfragen“ der Voß-Forschung, andererseits aber auch und gerade die Vorbereitung dieser neuen Ausstellung, deren „Strukturen, sachliche Aussage und methodologische Herausforderungen“ (Einleitung, S. 15) diskutiert werden sollten. Der vorliegende Berichtband verfolgt dementsprechend das ambitionierte Ziel, „zugleich die Funktion eines Katalogbandes zur einzurichtenden ständigen Ausstellung [zu] übernehmen“ (S. 16). So skizziert Andrea Rudolph in ihrem luziden Auftaktbeitrag *Herausforderung und Chance einer Literatúrausstellung. Bemerkungen zur Werkstattausstellung „Johann Heinrich Voß. Ein Grieche aus Mecklenburg“* (S. 31-64) zunächst die seit den 1980er Jahren geführte Diskussion um Sinn und Methodik von Literatúrausstellungen, um dann die Schwierigkeiten der Vermittlung des Werkes von Johann Heinrich Voß zu thematisieren und – in bewusstem Anschluss an das Konzept einer „inszenatorischen“ Vermittlungsstrategie die konkreten Pläne zur Lösung dieses Problems in der geplanten Ausstellung aufzuzeigen.

Dieses Bestreben einer möglichst weitgehenden „Inszenierung“ des zu vermittelnden Bildes des ‚Griechen aus Mecklenburg‘ knüpft zunächst natürlicherweise an die mecklenburgische Regionalgeschichte an. Der Beitrag von Ernst Münch *Sommerstorf – Penzlin – Neubrandenburg – Ankershagen. Die mecklenburgische(n) Lebenswelt(en) des Johann Heinrich Voß* (S. 81-111) bringt hier erfreulich viel Licht in Vossens Bezug zu den damaligen sozialen Verhältnissen in seiner Heimat, insbesondere zur Leibeigenenproblematik. Auf der Grundlage einer Analyse der sozialen und ökonomischen Strukturen der mecklenburgischen Wohnorte Vossens macht Münch in Widerlegung

der Thesen Axel Lubinskis¹ deutlich, dass Voß keineswegs „von der Kenntnis des dörflichen Alltags bzw. der ländlichen Gesellschaft Mecklenburgs weit entfernt gewesen“ ist (S. 86), sondern sie im Gegenteil sehr gut kannte. Durch Analysen der in den drei Leibeigenen-Idyllen Vossens enthaltenen Realien und Hinweise auf Sozialstrukturen und Geisteshaltungen weist Münch nach, dass sie historisch sehr wohl belegt sind und die mecklenburgischen Verhältnisse der Zeit durchaus treffen. Lubinskis Vorwurf, Voß habe in seinen Leibeigenen-Idyllen nicht die Haltung der historisch realen Leibeigenen gespiegelt, sondern seinen Figuren aufklärerische Ideen untergeschoben, wird ebenso widersprochen wie der Behauptung, der in der zweiten und dritten Leibeigenen-Idylle dargestellte Befreiungsprozess durch einsichtige Adlige sei in der Realität illusorisch gewesen. Gerade Vossens Darstellung eines „Mittelwegs“ zwischen den Extremen des gewaltsamen Umbruchs und der Resignation der Unterdrückten, für die es durchaus historische Vorbilder gebe, beweise die Nähe Vossens zur „damaligen gesellschaftlichen und namentlich der politischen Realität“ (111) in Mecklenburg.

Mehrere Beiträge beschäftigen sich mit dem ‚Griechentum‘ des Mecklenburgers Voß. Wie problematisch eine streng klassizistische Orientierung an der Antike, wie Voß sie vertrat, für einen modernen Dichter sein konnte, führt Günter Häntzschel am Beispiel Goethes vor. In seinem Beitrag *„Glücklich ist immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal auftauen und an die Tagesordnung kommen [...]“*. *Goethe zu Homer* (S. 253-275) skizziert er zunächst knapp und präzise die Wege der Homer-Rezeption im 18. Jahrhundert, sodann die maßgeblich von Voß geprägte Homer-Rezeption Goethes, ihre am Vorbild der Vossischen *Luise* orientierte produktive dichterische Umsetzung in *Hermann und Dorothea* sowie das Scheitern des Versuchs der Verbindung epischer und dramatischer Gestaltung im geplanten Epos *Achilleis*. – *Małgorzata Kubisiak's* Beitrag *Zum Vorbild der Antike in den Idyllen von Johann Heinrich Voß am Beispiel der Anti-Idylle ‚Das Ständchen‘* (S. 113-128) zeigt an einem bislang wenig behandelten Werk, mit welchen Strategien Voß antike Gattungsmuster moderner Dichtung anverwandelte: Vorbild der Verssatire *Das Ständchen* sind bis in zahlreiche motivische Details die Polyphem-Idyllen Theokrits, in denen der plumpe Zyklus in seinem Liebeswerben satirisch entlarvt wird. Voß dagegen nutzt das Muster der komischen Liebesthematik primär zur gegenwartsbezogenen Sozial- und Adelskritik: Während „Theokrit in seinen Epyllien den Verirrungen der Subjektivität nachgeht, beleuchtet Voß in seinem Junker-Ständchen ein Stück sozialer Realität und versteht Theokrits Muster als Freibrief, mit welchem er die Gattung der Idylle seiner Zeitwirklichkeit [...] öffnet“ (S. 127f.) – Bekannt ist die Tatsache, dass die Epen Homers für Voß das Ideal einer Dichtersprache darstellten, bei der Inhalt und „Wohlklang“ eine vollkommene Einheit darstellten. Wie Voß dieses Ideal im Deutschen (als einer dem Griechischen an Ausdruckskraft nahe kommenden Sprache) dachte, untersucht Axel E. Walter,

1 Axel Lubinski: Johann Heinrich Voß und „Die Leibeigenen“ – Perspektiven auf die ländliche Gesellschaft Mecklenburgs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Johann Heinrich Voß. Kulturräume in Dichtung und Wirkung. Hg. von Andrea Rudolph. Dettelbach 1999, S.161-191.

indem er *Die literatursprachliche Konzeption von Johann Heinrich Voß* (S. 129-155) in die rhetorische und gelehrte Tradition der frühen Neuzeit einordnet: Gegen Adelsung und Gottscheds aufgeklärtes Ideal einer vernünftigen, an der Alltagssprache orientierten Dichtersprache vertritt Voß mit Klopstock ein elitäres, an der Sprache der „Edlen des Volks“, an den Idealen der „Wohlredenheit“ und Sprachrichtigkeit ausgerichtetes Konzept poetischen Sprechens, das an die humanistische Tradition und die auf Luther und altdeutsche Sprachdenkmäler zurückgreifende barocke Buchsprache des 17. Jahrhunderts anknüpft. Voß vollzieht bewusst den Bruch nicht mit, den die zeitgenössische Genieästhetik mit dieser Tradition vollzogen hatte: Für ihn ist der Dichter als „poeta doctus“ Teil einer geistigen Elite, die das Volk zur Humanität erziehen soll und dieses Ziel nur durch einen bewussten und kunstvollen Umgang mit der Sprache erreichen kann. Voß plädiert für einen Mittelweg zwischen poetischer Begeisterung und Kunstfertigkeit, *ingenium* und *ars* (S. 145 u. 149), für eine „freiwillige Selbstbeschränkung der Autonomie des Genies“ (S. 152), das sich an den antiken Vorbildern zu orientieren und – aus den eigenen sprachlichen Traditionen schöpfend – „die verderbte deutsche Sprache so weit wie möglich [...] zur edlen Reinheit hinaufzuführen“ (S. 153) habe. – Materialreich und interessant, im Hinblick auf die Einordnung der pädagogischen Position Vossens in die Geschichte des Humanismus aber wenig erhellend ist der Beitrag von Berthold Ebert über *Johann Heinrich Voß und die Schule seiner Zeit* (S. 65-79). Gern würde man hier mehr über den für Voß charakteristischen Unterschied zwischen der kritisierten althumanistischen Bildungsrealität (wie er sie etwa auf der Lateinschule in Neubrandenburg kennengelernt hatte) und der von Voß vertretenen nehumanistischen Konzeption einer lebendigen Aneignung der Antike erfahren.

Hervorzuheben sind zwei instruktive biografische Einzelstudien: Hans-Joachim Kertscher zeichnet in seinem Aufsatz *Eine problematische Beziehung: Johann Heinrich Voß und Christoph Martin Wieland* (S. 277-307) die wechselvolle Beziehung der Vossens und Wielands von frühen biographischen Parallelen über die innige Feindschaft der Hainbündler zum ‘Sittenverderber’ Wieland, die spätere freundschaftliche Annäherung der beiden bis zu Vossens Besuch in Weimar 1794 bis zur schließlichen Entfremdung und dem endgültigen Bruch aufgrund von Wielands Kritik an Vossens Übersetzungskonzept. – Verdienstvoll ist auch Ana-Stanca Tabarasi-Hoffmanns Beitrag über *Jens Baggesen und Johann Heinrich Voß. Zur Freundschaft zweier Kritiker der Romantik* (S. 309-329), in dem sie über die biografischen Bezüge hinaus Baggesens engen Anschluss an Vossens Übersetzungskonzept und an seine Romantikkritik nachzeichnet. Ihre Analyse führt zu der interessanten These, dass Baggesen seine Romantikkritik durch parodistische Romantiknachahmung spielerisch so auf die Spitze treibe, dass er sich letztlich „durch seine Freude an der totalen Verfügbarkeit literarischer Verfahren und an der unendlichen Reflexion auf die Romantik zu“ bewege (S. 329).

Die musikhistorische Einordnung von Vossens Lieblingskomponist Schulz ist das Anliegen Martin Langners: „*In diesem Schein des Bekannten liegt das ganze Geheimniß...*“ *Zur Position von Johann Abraham Peter Schulz in der musikhistorischen Entwicklung und seine Vertonungen von Texten von Johann Heinrich Voß*

(S. 157-169). Im Spektrum der musikalischen Hauptlinien der Zeit zwischen der Mannheimer, Wiener und Berliner Schule knüpft Schulz an das Liedschaffen der Berliner Schule und ihr Einfachheitsideal an. Das Lied erscheint hier als bürgerliches Medium des Ausdrucks innerer Empfindungen im Gegensatz zur virtuosen, adelig-repräsentativen Oper. In Schulz' Konzept der „Lieder im Volkston“ ordnet sich die Komposition dem Text unter, soll „volksmäßig“ einfach und „faßlich“ sein und „den Schein des Bekannten“ (S. 165) erwecken. All dies mit der pädagogisch-moralischen Zielsetzung, durch die Verbreitung dieser Lieder im Volk eine moralisch positive Wirkung auf „die Sitten, auf alle häusliche und gesellige Freuden“ (S. 166) zu erreichen. – Mehr dem historischen Hintergrund der Französischen Revolution und der Begrifflichkeit seiner radikaleren Vertreter als der eigentlichen politischen Haltung Vossens widmet sich Axel Rüdiger in seinem Beitrag *‚Literarischer Sansculottismus‘ und deutscher Jakobinismus. Johann Heinrich Voß im Metaphernfeld des demokratischen Republikanismus* (S. 207-251). Vor dem Hintergrund der relativen Unbestimmtheit des Begriffs des Jakobiners analysiert Rüdiger ausführlich und mit zahlreichen instruktiven Belegen den Begriff des „Sansculotten“, der ab 1793/94 auch in der deutschen Rezeption zum Inbegriff des plebejischen „radikalen Republikanismus“ (S. 221) geworden sei. Die Zuordnung Vossens zur Gruppe der „literarischen Sansculotten“ (denen erkennbar Rüdigers Sympathie gilt) müsste freilich noch besser differenziert und aus den Quellen begründet werden – sie allein auf Vossens Adelskritik und die Tatsache, dass er „der Welt der Höfe und Salons fernblieb“ (S. 241) zurückzuführen, greift sicherlich zu kurz.

Drei Beiträge schließlich widmen sich der Rezeptionsgeschichte von Voß und seinem Werk. Heidi Ritter gibt einen Überblick über die Rezeption der Vossischen Idyllen (*Die Idyllen von Johann Heinrich Voß – Phasen ihrer Rezeption*, S. 171-190). Während Voß im 19. Jahrhundert vor allem mit der *Luise* Wirkung entfaltete, standen im 20. Jahrhundert, und hier vor allem in der DDR, die frühen Leibeigenen-Idyllen im Mittelpunkt des Interesses. Ritter zeichnet vor allem diese „Indienstnahme von Voß durch eine sozialistische Erbpolitik“ im Einzelnen nach (S. 179-186). Die in der alten Bundesrepublik zunächst zögerlichen, nach 1990 verstärkten Ansätze zu einer Neubewertung der Vossischen Idyllen, so Ritters Fazit, könnten in der geplanten Penzliner Voß-Ausstellung einen neuen Zugang zu diesem Teil des Werkes von Voß ermöglichen. – Während Heidi Ritters rezeptionsgeschichtlicher Ansatz sich auf literarische und literaturgeschichtliche Rezeptionszeugnisse bezieht, beschreibt Martin Grieger in seinem Beitrag *Drei öffentliche Schulfeiern für Johann Heinrich Voß im 19. Jahrhundert. Neubrandenburg – Otterndorf – Eutin* (S. 191-206) konkrete Veranstaltungen, die Rückschlüsse auf eine breitere Wirkung Vossens im Bürgertum des 19. Jahrhunderts ermöglichen. Er geht von der familiären Feier zum 100. Geburtstag von Johann Heinrich Voß am 24.2.1851 im Hause des Enkels Herrmann Voß in Düsseldorf aus und beschreibt dann die drei Feiern, in denen das jeweils 100jährige Jubiläum des Eintritts Vossens in die Neubrandenburger (1866), die Otterndorfer (1878) und Eutiner Schule (1882) begangen wurden. Überraschend und herausragend ist die geradezu ausufernde viertägige Eutiner Feier, in der Schulfeier,

Denkmalenthüllung und Stadtfest miteinander verbunden wurden. Als Ursache für diese populäre Voß-Begeisterung zumindest an seinen Wirkungsorten macht Grieger die das Konzept der neuhumanistische Schule bedrohenden reformpädagogischen Tendenzen der Zeit aus: „Der Zuspruch zu den Voß-Feierlichkeiten im 19. Jahrhundert kam vor allem von jenen Zeitgenossen, die in einer sich schnell wandelnden Welt die alten Werte des humanistischen Gymnasiums, die für sie mit dem Namen Voß verbunden waren, bewahrt wissen wollten“ (S. 206). – Ein wichtiges Element der Rezeptionsgeschichte des Übersetzers Voß stellt der 1958 ins Leben gerufene und 1977 zum „Johann-Heinrich Voß-Preis“ umbenannte Übersetzerpreis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung dar. Werner von Koppenfels, der 1994 selbst mit diesem renommierten Preis ausgezeichnet wurde, skizziert dessen Geschichte in dem den Band abschließenden Beitrag „*Der nie genug zu schätzende Voß“ und die Versatilität des Deutschen. Zum Johann-Heinrich-Voß-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung* (S. 331-342) und würdigt die von Voß mit seiner Homer-Übersetzung ausgelöste „große Wende“ der Übersetzungspraxis in Deutschland, die in der unbedingten „Bereitschaft des Übersetzers, sich auf die fremde Vorlage hermeneutisch wie auch poetisch einzulassen, also textuelle Fremdheit in der Form sprachlicher Intensität auszudrücken“ (S. 336). Durch Voß wurden die Deutschen als „Spätberufene auf dem Feld der europäischen Literatur“ zur „übersetzerischen Avantgarde des Kontinents“ (S. 333). Insofern sei es „keine schlechte Namenswahl“ (S. 339) gewesen, den Übersetzungspreis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung nach Voß zu benennen.

Ein ausgesprochen anregender, zahlreiche neue Aspekte und Erkenntnisse für die Voß-Forschung bietender Band, der einige wichtige Lücken der Voß-Forschung schließt und das wissenschaftliche Informationsangebot für die Besucher der zukünftigen Penzliner Voß-Ausstellung kompetent ergänzen wird – auch wenn er als „Katalog“ dieser Ausstellung vermutlich nicht geeignet sein wird. Hier wünscht man sich dann doch einen auch für ein nichtwissenschaftliches Publikum geeigneten, konkret die Exponate auflistenden und Hintergrundinformationen liefernden traditionellen Ausstellungskatalog.

In merkwürdigem Widerspruch zu der recht ansprechenden äußeren Gestaltung des in solider Fadenheftung und festem Hardcover-Einband gefertigten Bandes stehen einige Nachlässigkeiten der Textredaktion und des Satzes. So fehlen die die Lesbarkeit des Textes immer sehr erleichternden Kursivierungen von Werktiteln in der Mehrzahl der Fälle, was vermutlich auf ein Importproblem der von den Autoren gelieferten Word-Dateien zurückgeht. Am Rande erwähnt sei, dass man sich im letzten Absatz von S. 164 statt des Wortes „Zitatnachweis“ eine einen solchen enthaltende Fußnote wünschen würde. Und dass der Grieche Pindar S. 281 als „Römer“ bezeichnet wird, hätte eigentlich auch jemandem auffallen können. Aber das sind Kleinigkeiten, die der Rezensent als Beweis der Gründlichkeit seiner Lektüre zwar nennen darf, die den Wert dieses erfreulichen Bandes aber in keiner Weise schmälern.

Frank Baudach

Michael Wortmann: Der Freie Mann Friedrich August Eschen (1776-1800) aus der Zeit der „Großen Klassiker“. Biografie – Briefe – Werke – Kontexte – Pädagogik – Rezeption. Borcheln: Verlag Ch. Möllmann 2017 (Kalokagathia. Schriftenreihe zu den Geistes- und Schönen Wissenschaften, Bd. 1) 849 S. + CD-ROM mit 1655 S. Anhang. 75 € ISBN 978-3-89979-252-2

Friedrich August Eschens kurzes Leben (1776-1800) wird den Lesern nach der Lektüre von mehr als 700 gedruckten Seiten und mehr als 1600 Seiten Anhängen, die über eine beigelegte CD-ROM erfasst sind, zu einem grandiosen Bild zusammenwachsen. Ein Bild, das aus vielen Blickwinkeln die Umbrüche in Europa im Zeitalter der Spätaufklärung und Frühromantik facettenreich widerspiegelt und einordnen hilft. Dem Autor ist zu danken für die akribische Erarbeitung eines bisher unbekanntes Nachlasses. Diese Arbeit aber wäre undenkbar ohne die höchst lobenswerte Einstellung der Eschen-Nachkommen, die betreffenden Familiendokumente der Nachwelt, und hier insbesondere der philologischen, sozio-historischen Forschung und historischen Pädagogik in der Epoche der Spätaufklärung und Frühromantik zur Verfügung zu stellen. Dass dies gelungen ist, kann als kleines Wunder bezeichnet werden angesichts vieler Archivverluste durch den Zweiten Weltkrieg. Die Forschung in Deutschland und der Schweiz wird in hervorragender Weise vorangetrieben durch die vielfältigen Quellen, die nun zugänglicher gemacht worden sind. Bei der Publikation handelt es sich um eine an der Christian-Albrechts-Universität Kiel 2015 abgeschlossene Dissertation. Die Auflistung der dieses Werk unterstützenden Personen und Institutionen (S. 21-25) gibt einen Eindruck von dem Umfang der mehrschichtigen Forschungsarbeit.

Friedrich August Eschen, aufgewachsen in Eutin von 1776 bis 1796, und geschätzter Schüler von Johann Heinrich Voß, beginnt 1796, einer Familientradition folgend, in Jena zu studieren. Wir erhalten interessante Einblicke in praktische und ökonomische Studienbedingungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts und beginnenden 19. Jahrhunderts aus der Perspektive eines Studierenden: Ausbildungskosten, Reisewege, Kontakte und Studienbedingungen werden umfassend dargestellt. Hierbei wirft die Vielschichtigkeit des Schulgeldstreites zwischen Johann Heinrich Voß und F.A. Eschens Vater, Jacob Hugo Eschen, ein Schlaglicht auf Eutiner Verhältnisse und die Hartnäckigkeit, mit der Voß finanzielle Ziele verfolgen konnte (S. 380ff. und im Anhang S. 1909-1926). – Die Darstellung der Jenaer Studienzeit beleuchtet nicht nur die praktischen Aspekte des damaligen Studentenlebens (S. 391 „Wohnen“, S. 393 „Sich versorgen“, S. 394 „Sich bilden“, S. 396 „In Gesellschaft auftreten“, S. 400 „Sich erholen“), sondern bildet das Kaleidoskop des Eschenschen Umfeldes ab: Eschens akademische Lehrer, insbesondere J. G. Fichte, werden „im Spiegel ausgewählter Briefe“ F. A. Eschens von S. 410 an regestartig vorgestellt. Die vollständigen Briefe, auf die Bezug genommen wird, lassen sich im Anhang (S. 970ff.) ermitteln.

Die Übersicht der akademischen Lehrer Eschens (Gottlieb Hufeland, Joh. Gottlieb Fichte, Christian Gottfried Schulz, Justus Christian Loder, Konrad Dietrich Martin

Stahl, Christian Erhard Schmid, Johann Heinrich Gottlieb Heusinger) wird ergänzt durch vielfältige Hinweise auf die Situation in Jena: Sehr aufschlussreich sind die Ausführungen zur Rezeption Kants (S. 429ff.). Ab S. 452 erfahren wir, dass F. A. Eschen sein naturwissenschaftliches Interesse auch auf die neusten, damals umwälzenden Erkenntnisse im Bereich des im Entstehen begriffenen Faches Chemie lenkte; ein Interesse, das durch die Eutiner Verhältnisse schon vorgebildet worden war. In diesem Zusammenhang sei nur kurz hingewiesen auf die Freundschaftsnetzwerke Voß – Hellwag – Heintze – Eschen mit der Apothekerfamilie Kindt. Dass F. A. Eschen außergewöhnlich gute Kenntnisse jenseits der Philologie hatte, erhellt der erste Brief an seinen Vater (Anhang S. 980f.), in dem F. A. Eschen die Flora auf seiner Reise ringsum beschreibt. Diese Kenntnisse bringen ihn schließlich in engen Kontakt mit Alexander von Humboldt (s. u.a. S. 454).

Zum Titel der vorliegenden Arbeit von Michael Wortmann sei kurz gesagt, was es mit den „Freien Männern“ auf sich hat: Ab S. 459 stellt Wortmann dar, was unter der „Sozietät der Freien Männer“ in Jena nach K. Sauer zu fassen sei: „Es war das Ziel dieses Bundes, eine „höhere Geselligkeit“ zu verwirklichen, die aus den Prinzipien der ‚Vernunft‘ lebte und sich als Vorstufe einer glücklicheren Zukunft fühlte. Im Schwunge der jugendlichen Begeisterung beschlossen diese Männer [...] eine eigene Welt, eine Provinz der Vernunft, zu gründen. Von ihr aus sollte dann die ‚Veredlung aller unserer Mitbrüder‘ einsetzen.“ Prägend waren in diesem Kreis Johann Diedrich Herbart, Casimir Ulrich Karl Boehlendorff, Johann Erich von Berger (man beachte den Eutin-Bezug bei Berger!), August Ludwig Hülsen, Ludwig Friedrich August Hoffmeister, Martin Ernst Reimers, und im weiteren schwedische (ab S. 499) und Schweizer Freunde (S. 508-528).

In Jena werden für Eschen die Weichen neu gestellt. Als Übersetzer antiker Literatur geschätzt, von J. H. Voß allerdings zunehmend als Konkurrent empfunden, da Eschen sich sechs Jahre vor Vossens Horaz-Veröffentlichungen mit eigenen Übersetzungen einen Namen machte, wird Eschen das Angebot unterbreitet, *Don Quijote* aus dem Spanischen zu übersetzen, ein Werk, das ihm durch den Haushalt seines Lehrers Voß bekannt war. Und hier gerät Eschen in einen öffentlich ausgetragenen „Guerillakampf“. Im Anhang in Brief 39 (S. 1140ff.) erhalten wir eine Ahnung der verwickelten Lage. Johann Friedrich Reichardt und J. H. Voß auf der einen Seite, die Schlegels und Ludwig Tieck auf der anderen, im Kampf um Anerkennung, Geld für den Druck und die Gunst der Verleger. Am Ende zieht sich Eschen zurück und überlässt Tieck das Projekt, obwohl er anerkanntermaßen die größere Sprachkompetenz im Spanischen hatte. Eschen folgt dem „freien Mann“ Johann Friedrich Herbart als Pädagoge in die Schweiz.

Auf ein sehr eindrückliches, und mit vielen neuen Erkenntnissen bereichertes Kapitel sei besonders hingewiesen: Eschens Bekanntschaft mit der Familie Johann Friedrich Reichardts, seine Besuche auf dem Gut Giebichenstein der Familie und dortige Zusammentreffen mit der Familie Voß (S. 624ff.). Die intensive Besprechung

verschiedener Arbeitsprojekte, die sich in den Briefen im Anhang widerspiegeln, sind eine Fundgrube zur Reichardt-Rezeption und Voß-Forschung; außerdem ergibt sich durch die intensive Forschung von M. Wortmann eine Antwort auf die Frage, wie nah das Verhältnis war zwischen Eschen und Luise Reichardt, einer der hochmusikalischen Töchter Reichardts, auf die nicht nur Eschen ein Auge geworfen hatte.

Weitere Spezialitäten dieser Arbeit verdienen besondere Beachtung: F. A. Eschens Schweizreisen und seine Wahrnehmung der wirklich dramatischen Veränderungen der dortigen politischen Verhältnisse; die grundlegenden Ausführungen zur Diskussion pädagogischer Prinzipien der in der Schweiz arbeitenden und wirkenden „freien Männer“ dürften auch für die schweizer Forschung, insbesondere der Pestalozzi-Rezeption, erhellend sein. Auch sei hingewiesen auf die Untersuchungen M. Wortmanns zu den diversen Hauslehrerstellen (Familie v. Wattenwyl und v. Frisching: S. 658ff. u. 686ff.). Zum tragischen Unfalltod Eschens findet sich ebenfalls ein ausführliches Kapitel (S. 706 ff.).

Die im Anhang zusammengetragenen Briefe mit sehr ausführlichem Anmerkungsapparat sind allerdings ein Goldschatz, der endlich gehoben wurde: Erschlossen sind insgesamt 85 Briefe von F. A. Eschen an Familienmitglieder, K. A. Böttiger, J. F. Herbart, Fr. Schiller, A. W. Schlegel, Ph. Albert Stapfer, Joh. Rudolf Steck, Heinrich Voß und J. H. Voß sowie Briefe an F. A. Eschen von seinem Onkel, J. F. Herbart, J. F. Reichardt (11), J. R. Steck und J. H. Voß (7). Dank der vorliegenden Arbeit ist Eschen nun in einem überregionalen Zusammenhang gewürdigt und in die europäische Pädagogik und Philologie eingeordnet worden.

Dennoch sind einige Probleme bedauerlicherweise zu benennen: Redaktionelle Ungenauigkeiten und Tippfehler waren wohl auf Grund der Masse des Materials nicht vermeidbar. Außerdem ist es sehr mühevoll, Teile des Anhangs zu lesen: die Übersetzungen (S. 1438 ff.) wurden hochformatig eingescannt und müssen vom Leser ausgedruckt werden, wenn die Lektüre orthopädisch folgenlos bleiben soll. Das Personenregister bezieht sich nur auf die gedruckten Seiten, gibt aber keine Hinweise auf die Anhänge auf der CD-ROM. Die Orientierung auf der CD-ROM wird durch die aus redaktionellen Gründen fehlenden Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis (S. 17f.) erschwert. Einige Pauschalurteile (S. 683: „Vossens Urfeind Wieland“) berücksichtigen nicht den Forschungsstand und sind fehlerhaft. Die technische Herstellung des Werkes weist gravierende Mängel auf: Der Buchblock löst sich nach mehrmaligen Blättern schon früh von der Buchdecke, was in Bibliotheken zu ärgerlichen Folgekosten zwecks Erhaltung des wichtigen Werkes führen dürfte.

Aber bekanntlich fallen beim Hobeln Späne; die sind, gemessen an der Menge der Erträge dieses monolithischen Werkes, sehr fein geraten. Freuen wir uns, dass nun viele unbekannte Quellen endlich das Licht der Öffentlichkeit erblickt haben, und hoffen wir, dass die Originalquellen vielleicht eines Tages der Forschung in einer Bibliothek oder einem Literaturarchiv zugänglich gemacht werden.

Silke Gehring

Heinrich Christian Boie, Luise Justine Mejer: Briefwechsel 1776-1786. Bd. 1-4. Hg. von Regina Nörtemann in Zusammenarbeit mit Johanna Egger. Göttingen: Wallstein Verlag 2016. 2637 S. 149 € ISBN 978-3-8353-1803-8

„Einer glücklichen Fügung ist es zu danken, daß ein umfangreicher Briefwechsel, ein zeitgenössisches Dokument hohen, vielleicht höchsten Ranges, seit fast 200 Jahren als Familienerbe pietätvoll weitergereicht, durch alle Fährnisse hindurchgerettet wurde und heute der Öffentlichkeit vorgelegt werden kann.“¹ Mit diesen Worten beginnt Joachim Kaiser sein Vorwort zu der Teilveröffentlichung des Briefwechsels zwischen dem dichtenden Herausgeber Heinrich Christian Boie und seiner Freundin bzw. späteren Ehefrau Luise Justine Mejer durch Ilse Schreiber vor mehr als fünfzig Jahren. Kaiser spricht den Briefen einen großen historischen Wert zu, da hier aus der Geschichte die Geschichten und das Erleben der eigenen Gegenwart durch „eine geradezu schlagende Unmittelbarkeit“² herauschauten. Und auch für Astrid Lindgren hatte der Briefwechsel, der erstmalig 1961 erschien, eine sowohl persönliche als auch literarische Bedeutung, zumal er sie in ihrem Schreiben beeinflusste.³

Die Äußerungen Kaisers haben heute ihre Gültigkeit wohl nicht verloren. Im Gegensatz zu Schreiber, deren Arbeit unter dem wissenschaftlichen Gesichtspunkt deutliche Mängel aufweist, hat Regina Nörtemann mit ihrer 2016 erschienenen Edition nun eine vollständige und kommentierte Ausgabe des Briefwechsels herausgegeben, die fünfmal so umfangreich ist wie die erwähnte ältere Auswahl. Damit wird erstmalig die Gesamtkorrespondenz zwischen Boie und Mejer als historische Quelle des ausgehenden 18. Jahrhunderts in ihrer kulturwissenschaftlichen Bedeutung zugänglich. Boie und Mejer tauschten sich vielschichtig über Freundschaft bzw. Liebe, Zeiterscheinungen und ihre Lebenswelt aus. Der Leser erhält einen Einblick in das konkrete Alltagserleben der Korrespondenten und bei aller Subjektivität der Schreibenden zugleich einen Einblick in das Leben ihrer Zeit. Es geht in den Briefen auch um Literatur, um Freunde bzw. Bekannte, zu denen Persönlichkeiten wie Johann Heinrich Voß oder Friedrich Gottlieb Klopstock zählten. Ein besonderes Licht fällt daneben auf die Lebensorte wie beispielsweise Hannover, Celle oder Meldorf in Dithmarschen sowie auf Regionen wie Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Dänemark, in denen sich Boie und Mejer aufhielten.

Die Briefausgabe ist aus berechtigten Gründen von Nörtemann als überliefertes Konvolut behandelt worden und durch ergänzende Briefe Dritter und an Dritte ergänzt, was im Nachwort schlüssig begründet wird (Bd. 4, S. 75). Dieses Vorgehen dient nicht zuletzt dem Verständnis des Gesamtkontextes. Hilfreich sind Anmerkungen zu verlorenen Briefen im fließenden Text der drei Korrespondenzbände und ebenso die Hinweise, auf welches Schreiben sich ein Antwortbrief bezieht. Die behutsamen

- 1 Joachim Kaiser: Vorwort zu: Ich war wohl klug, daß ich dich fand. Heinrich Christian Boies Briefwechsel mit Luise Mejer 1777-85. Hg. von Ilse Schreiber. 2., durchges. u. erw. Ausgabe. München 1963, S. 7.
- 2 Ebd., S. 8.
- 3 Vgl. Vorwort zu: Astrid Lindgren, Louise Hartung: Ich habe auch gelebt! – Briefe einer Freundschaft. Ausgewählt und hg. von Jens Andersen und Jette Glagaard. Berlin 2016, S. 7.

und erläuternden unausweichlichen Eingriffe Nörtemanns bei der Wiedergabe der Originaltexte im Druck sind aus editorischer Sicht einleuchtend.

Hervorzuheben ist an dieser Stelle Nörtemanns Nachwort im Kommentarband (Bd. 4), in dem sich biographische Angaben zu den Briefschreibern und eine Darstellung ihrer Persönlichkeiten befinden. Hier skizziert die Herausgeberin darüber hinaus die Geschichte bzw. Verwaltung Dithmarschens, wo Boie seit 1781 als Landvogt von Süderdithmarschen tätig war. Zudem geht Nörtemann auf die Entwicklungsgeschichte von Boies bedeutender Zeitschrift *Deutsches Museum* ein, die er ab 1776 herausgab und die im Briefwechsel verständlicherweise eine Rolle spielt. Das umfangreiche und kenntnisreiche Nachwort trägt sehr gut zum Verständnis der Briefe bei und ermöglicht bei vorherigem Lesen eine Einordnung der Lebenssituationen, die in den Briefen angesprochen bzw. beschrieben werden, so dass nicht unbedingt auf eine Biographie oder stets auf den Brief-, d. h. den Stellenkommentar zurückgegriffen werden muss.

Der Verweis auf die Nennung von Personen im Briefwechsel erfolgt bei Nörtemann im Verzeichnis der Personen, Werke und Örtlichkeiten anhand von Briefnummern, nicht durch Seitenzahlen. Dadurch muss der Leser bei umfangreichen Schreiben gelegentlich auf einigen Seiten in der Korrespondenz suchen, um dort eine Person mit Hilfe des Personenregisters bzw. der Briefnummernangabe zu finden. Bei der Suche nach Erläuterungen von im Briefwechsel erwähnten Begriffen oder Personen ist der Leser in gewissen Fällen wiederum darauf angewiesen zu blättern, wie z. B. im Stellenkommentar zu den Briefen, im Personenregister oder im Sachregister des Kommentarbandes. Ohne Zweifel ist das Vorgehen der Herausgeberin bzw. der Aufbau des Kommentarbandes diesbezüglich dem Umfang der Edition geschuldet. Nörtemanns Bestreben, so schreibt sie, war es, „den Stellenkommentar zu entlasten“ (Bd. 4, S. 681). Das erscheint aus eben genanntem Grund als durchaus sinnvoll. Allerdings werden Begriffe wie „Armut“ (Bd. 1, S. 6, Brief Nr. 3) oder „Negocen“ (Bd. 1, S. 345, Brief Nr. 237), die sich nicht jedem Leser erschließen, weder im Sachregister noch im Stellenkommentar erklärt.

Der Kommentarband ist nichtdestotrotz insgesamt sehr detailreich und gründlich ausgestattet. Neben dem erwähnten Nachwort findet der Leser hier den übersichtlichen editorischen Bericht sowie einen sehr ansprechenden und vielseitigen Bildteil. In ihm sind zahlreiche Personen, die in der Korrespondenz eine Rolle spielen, abgebildet, wodurch der Leser ihnen nicht nur in den Briefen „begegnet“. Der vierte Band der Ausgabe zeichnet sich außerdem durch eine Konkordanz zu Schreibers Edition von 1963 (2. erweiterte Ausgabe) oder zum Beispiel durch die Stammbäume der Korrespondenten Boie und Mejer aus.

Das Erscheinen der aufschlussreichen, kenntnisreichen und lesenswerten Edition Regina Nörtemanns – durch den mittlerweile verstorbenen Prof. Dr. Ernst Hinrichs, Oldenburg, initiiert – ist sehr anerkennenswert; sie schließt endlich eine Lücke in der Forschung. Was hätten wohl Joachim Kaiser und vielleicht auch Astrid Lindgren, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, zu dieser außergewöhnlichen Briefausgabe geschrieben?

Urs Schmidt-Tollgreve

Henry A. Smith: Historische Häuser in Eutin. 279 Häuser des frühen 19. Jahrhunderts mit ihren Vorgänger- und Nachfolgebauten, Besitzern und namhaften Bewohnern. Kiel und Hamburg: Wachholtz Verlag 2015. 320 S. 29,90 € ISBN 978-3-529-02879-3

Wer sich näher mit Briefen der Familie Voß oder der Stolbergs aus der Eutiner Zeit beschäftigt, gerät schnell in die Details der örtlichen Topographie und möchte wissen, wo und wie die erwähnten Personen im Ort wohnten. Fragen wie diese: „Wie weit musste Ernestine Voß gehen, um den Kammersekretär Nicolovius und seine junge Frau Luise (Goethes Nichte) zu besuchen? Wo hat Hans Voß, der Sohn des Dichters, seine Tischlerlehre absolviert? Wer wohnte zwischen Voß und Hellwag als direkter Nachbar? Wo arbeitete der Tischler Witt, der für die Voß-Söhne Flitzebögen und Vogelkäfige fabriziert hat?“ (S. 8). Fragen, die den Ausgangspunkt für Henry Smiths Projekt einer umfassenden Bestandsaufnahme und Rekonstruktion der Geschichte der historischen Häuser Eutins bildeten und die nun mit Hilfe des vorliegenden Werks leicht zu beantworten sind. Der Band dokumentiert Aussehen und Geschichte der 279 Gebäude der alten, von 1806 bis 1862 gültigen Häuserzählung der Stadt, verzeichnet ihre Vorgänger- und Nachfolgebauten, reproduziert die jeweils ältesten erhaltenen Fotografien und Zeichnungen der wichtigsten Bau- und Umbauphasen, listet schließlich (soweit ermittelbar) deren Erbauer, Eigentümer und historisch bedeutende Bewohner des 18. und 19. Jahrhunderts auf – Letztere zum Großteil auch mit beigefügten Porträtabbildungen. Die Fülle des dargebotenen Materials ist beeindruckend: Die Metamorphosen beispielsweise des Voßhauses Nr. 182, die Geschichte des u. a. von den Stolbergs bewohnten Doppelhauses Nr. 252/253 werden ebenso anschaulich greifbar wie die ursprüngliche Gestalt und das traurige Ende des 1971 abgerissenen Kavalierhauses des Witwenpalais Nr. 80, das einst Wilhelm Tischbein als Wohnung und Atelier diente.

Die Beschränkung auf die 279 reinen Stadthäuser der alten Zählung und die Bewohner und Besucher der quasi „klassischen“ Zeit Eutins im 18. und frühen 19. Jahrhundert ist nachvollziehbar. Sie erklärt sich aus dem kulturhistorischen Interesse des Verfassers und aus rein praktischen Gründen – über das Eutiner Schloss gibt es ja bereits umfassende Untersuchungen, und die Einbeziehung der seit Mitte des 19. Jahrhunderts hinzukommenden weiteren Straßen Eutins und ihrer Bauten hätte den Rahmen des Bandes bei weitem gesprengt. Gleichwohl wäre es der Benutzbarkeit dieses verdienstvollen Nachschlagewerks zuträglich gewesen, wenn Verlag und Autor den einzelnen Häusern etwas mehr Platz gegönnt hätten. Welche Informationen sich in den baugeschichtlichen Jahreslisten hinter den Abkürzungen A, B, N, U, E und R, hinter Normal-, Fettdruck und Unterstreichungen verbergen, erschließt sich dem Leser ebenso schwer wie die Bedeutung von Normal-, Kursivdruck, von Kapitälchen und Einrückungen in den Namenslisten. Der Leser ist hier immer wieder neu auf die Lektüre der Benutzungshinweise S. 17f. angewiesen – eine mühselige, gleichwohl immer wieder lohnende Arbeit, denn nur durch diese beigegebenen Listen erschließt sich der historische Zusammenhang des dargebotenen reichen Bildmaterials.

Entstanden ist so ein beeindruckendes historisches Bilderbuch und unverzichtbares Nachschlagewerk für jeden an der Bau- und Kulturgeschichte Eutins Interessierten.

Unverständlich, dass der Verlag den mit erheblichen Zuschüssen der Stadt Eutin, der Bürger-Stiftung Ostholstein und der Sparkassen-Kulturstiftung Ostholstein geförderten Band schon 2017 – erst 2 Jahre nach seinem Erscheinen – bereits aus dem Programm genommen hat. Er ist damit über den regulären Buchhandel nicht mehr lieferbar, die Lagerbestände werden derzeit offenbar „verramscht“. Ein solches Verlagsgebaren ist inakzeptabel und sollte allen Zuschussgebern für die Zukunft eine Lehre sein.

Frank Baudach

Johann Heinrich Merck: Gesammelte Schriften. Bd. 5: 1779-1780. Hg. von Ulrike Leuschner. Göttingen: Wallstein 2016. 875 S. 34,90 € ISBN 978-3-8353-1612-6 – Bd. 8: Übersetzungen aus dem Englischen. Hg. von Ulrike Leuschner unter Mitarbeit von Amélie Krebs. Einleitung von Marie-Luise Spieckermann. (Bd. 8.1: 1762-1763. 350 S.; Bd. 8.2: 1765. 794 S. u. 32 separate Tafeln) Göttingen: Wallstein 2015. 69 € ISBN 978-3-8353-1519-8

Nach den Mercks Werke der Jahre 1776-1778 dokumentierenden Bänden 1, 3 und 4 liegt mit Bd. 5 der nächste Band der umfassenden, chronologisch angelegten Merck-Werkausgabe vor. Er umfasst die Rezensionen und Aufsätze der Jahre 1779-1780 und ist wiederum äußerst genau und umfangreich kommentiert: Die rund 250 Seiten der eigentlichen Edition sind auf den folgenden mehr als 600 Seiten durch Kommentar und Register so genau erschlossen, dass sich die sehr bezugs- und anspielungsreichen Texte Mercks dem Leser gut und (soweit möglich) leicht erschließen. Dies betrifft die Rezensionen und Sammelrezensionen ebenso wie die enthaltenen, meist satirischen kleinen Prosaschriften Mercks aus dem *Teutschen Merkur*. Unter den wenigen Rezensionen belletristischer Werke ist diejenige der *Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg* (1779) für uns von besonderem Interesse: Dass (wie der Kommentar informiert) die enthaltenen Passagen zur „Familienähnlichkeit“ bei gleichzeitiger „Verschiedenheit in dem Dichtercharakter dieser edeln Brüder“ (S. 105) nicht von Merck, sondern vom *Merkur*-Herausgeber Wieland stammen, ist eine für die Stolberg-Rezeption wie für Wielands Redaktionstätigkeit aufschlussreiche Information. – Nicht selbstverständlich, aber um so verdienstvoller ist die Aufnahme der frühen Übersetzungen Mercks aus dem Englischen in die Ausgabe, dokumentieren sie doch den starken Einfluss der englischen Literatur und Philosophie auf die deutsche Geistesgeschichte ab der Mitte des 18. Jahrhunderts. Band 8.1 bringt Mercks 1762-63 erschienene Übertragungen von Francis Hutchesons *Inquiry into the Original of our Ideas of Beauty and Virtue* (1725) und Thomas Addisons Tragödie *Cato* (1713), Bd. 8.2 die 1765 gedruckte Übersetzung der *Travels, or Observations Relating to Several Parts of Barbary and the Levant* von Thomas Shaw (1765). Dass es sich trotz des Titels hier um keine Reisebeschreibung, sondern um eine Topographie der von Shaw 1720 bis 1733 bereisten Länder Arabiens handelt, tut der Bedeutung dieses monu-

mentalen Werks keinen Abbruch, zumal die vom Wallstein-Verlag in einer separaten Mappe beigegebenen Reproduktionen der originalen Kupfertafeln auch dem in der historischen Geographie weniger bewanderten heutigen Leser den Zugang zu Shaws Ausführungen zur Geographie, Geschichte und „Naturgeschichte“ Nordafrikas und der Levante erleichtern.

Frank Baudach

Vossens Luise. Betrachtet und erzählt von Hans-Jürgen Perrey. Kiel: Verlag Ludwig 2016. 176 S. 19,90 € ISBN 978-3-86935-274-9

Auf 176 Seiten breitet Hans-Jürgen Perrey seinen Arbeitsbericht aus wie ein Entdecker, der auf einer Spurensuche ist und das Ziel verfolgt, das Interesse an Johann Heinrich Voß und „seiner wichtigsten Dichtung“, der *Luise*, wiederzubeleben. Originale Textpassagen werden zitiert, durch Kommentare erläutert und mit Nacherzählungen kombiniert, um auch literaturwissenschaftlich ungeübten Lesern einen Zugang zum Original zu erleichtern. Die Kommentare zeigen ein weites Spektrum historischer und soziokultureller Bezüge auf und verweisen auf notwendige Sachinformationen, die das Verständnis erleichtern. Denn wer könnte schon sicher sagen, worum es sich bei der „Blume des Zwickels“ (S. 34) handelt?

Perrey folgt der *Luise* in der Ausgabe von 1823, der „Auswahl der letzten Hand“. In 13 Kapiteln, von denen acht nach *Luise*-Zitaten benannt wurden und ihre Schwerpunkte, abgesehen vom chronologischen Durchgang durch die Lektüre, dadurch nicht gleich offenbaren, werden interessante Aspekte zusammengeführt: In „Aber die Stätte war leer“ zum Beispiel geht der Autor der Frage nach der Zeitstruktur der Idylle auf den Grund (S. 60f.). Durchgängig werden die biographischen Bezüge zu J. H. Voß angezeigt, die sich in der *Luise* verstecken, auch werden die musikgeschichtlichen Hintergründe erläutert (z. B. S. 80), die dadurch ein intensiveres Verstehen ermöglichen und die Idylle geradezu als kulturhistorischen Almanach erscheinen lassen. Ausgehend von Hegels Urteil „Voß in seiner bekannten *Luise* schildert in idyllischer Weise das Leben und die Wirksamkeit in einem stillen und beschränkten, aber selbständigen Kreise“ (S. 120) werden die Weltoffenheit und vor allem die nicht apolitische Grundströmung der Idylle *Luise* dokumentiert. Perrey kommt zu der Einschätzung, dass sich der Adel zunehmend an den bildungsbürgerlichen Wertmaßstäben orientiert, „was dann günstigstenfalls jene Adlige hervorgebracht hat, die weltanschaulich im Bürgertum ein Zuhause fanden“ (S. 121). Die in der *Luise* vorgelebten Aufhebungen von Standeschranken und zelebrierter sozialer Harmonie innerhalb der Dorfgemeinschaft, der Freiheitswille, verdeckte Begeisterung für Revolutionen in Amerika und Frankreich, das Streben im Einklang mit der Natur, alles Charakteristiken der Spätaufklärung, führten schließlich zur Abwertung der *Luise* am Ende des 19. Jahrhunderts als politisch unerwünscht (S. 138f.) im Zusammenhang gesehen mit den Einigungskriegen und der Reichsgründung, und insbesondere durch die nationalstaatliche Abgrenzung zu Frankreich. Andererseits entwickelte sich die *Luise* zum Bestseller, da nun der Blick zurückgewandt wurde auf die „gute alte Zeit“, und so die Idylle nach Jean Paul, „die

epische Darstellung des Vollglücks in der Beschränkung“ (S. 121), der Erbauung dienen konnte und Ablenkung von der politischen Bühne bot.

In den letzten Kapiteln wird die Rezeptionsgeschichte der *Luise* vielfältig belegt. Auch die Geschichte der Raubdrucke (S. 131), der verschiedenartigen Versuche ihrer Instrumentalisierung (S. 133ff.), der Übersetzungen und der Illustrationen wird eingehend untersucht. Zum Schluss gibt das Kapitel „Grünau – aber wo liegt es?“ den geneigten Lesern Hinweise für Exkursionen und warnt vor einer Überstrapazierung der Dichtung als Reiseführer.

Ein Anmerkungsapparat und ausführliche Literaturangaben runden dieses ungewöhnliche, aber als Einführung sehr lesenswerte Werk ab.

Silke Gehring

Johann Martin Miller: Liederton und Triller. Sämtliche Gedichte. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Michael Watzka. Berlin: Elfenbein Verlag 2014. 256 S. 22 € ISBN 978-3-941184-30-5

„O mein Miller der Gedanke ist mir süß daß Sie unter allen Deutschen (von Franken ist nicht einmal die Rede) gewiß der beste Liederdichter sind. Kein Deutscher hat seinen Liedern den sanften, natürlichen, melodischen Fall gegeben, kein Liederdichter hat so viel Herz in sein Lied gebracht“, schrieb Friedrich Leopold Stolberg euphorisch am 16. November 1773 von Kopenhagen aus an Johann Martin Miller in Göttingen,¹ den Liedersänger des Göttinger Hains, der darin alle anderen in den Schatten zu stellen schien, erst recht die „Franken“, die französischen Schriftsteller. Und so wie Stolberg rühmte in der Blütezeit des Bundes 1772/1773 auch die anderen Bundesbrüder einhellig Millers Liederdichtung.

Eine Sammlung seiner vorher verstreut in Almanachen, Journalen usw. erschienenen Gedichte hatte Miller aus Furcht vor einem fremden, wenn auch ihm unbekanntem Herausgeber 1783 veröffentlicht: *Johann Martin Millers Gedichte. Ulm, bey Johann Konrad Wohler, 1783*. Es blieb die einzige vom Dichter selbst herausgebrachte Sammelausgabe seiner lyrischen Werke. „Etwas über funfzig Gedichte“ gab der im Erscheinungsjahr 33jährige Dichter darin aber „zum erstenmal“ in den Druck.² Dabei hatte er an seinen Gedichten „freylich gefeilt, und nicht ein einziges der schon gedruckten Gedichte blieb ohne, bald mehr, bald minder beträchtliche Veränderungen“³ mit der Folge: „Was hier nicht in die Sammlung aufgenommen ist, erkenn’ ich nicht mehr für meine Arbeit.“⁴

Auf Millers lyrisches Werk macht neuerdings (2014), 200 Jahre nach Millers Tod, endlich wieder eine gedruckte Neuausgabe dieser Gedichtsammlung aufmerksam,

1 Friedrich Leopold Graf zu Stolberg: 256 Briefe. Hrsg. von Dirk Hempel. Eutin 2014 (Eutiner Forschungen. Bd. 12.) S. 24.

2 Miller: Gedichte. Ulm 1783. Vorbericht, S. [10].

3 Ebd., S. [9].

4 Ebd., S. [11].

die Michael Watzka zu verdanken ist. In diese sorgfältig besorgte Ausgabe übernimmt der Herausgeber vollständig die von Miller für die Sammlung von 1783 ausgewählten Gedichte in der vorgegebenen Reihenfolge, verzichtet allerdings auf den dort angefügten *Anhang*, der eine *Vorerinnerung* Millers sowie seinen Dialog *Der Kirschbaum. Ein Kindergespräch im Garten* und das aufschlussreiche *Einiges von und über Hölty's Character. 1776* enthält. Hingegen nimmt er die zehn Jahre später erschienene kurze Autobiographie Millers auf (S. 223-226).⁵

Von Miller für seine Ausgabe des Jahres 1783 nicht berücksichtigte, aber später andernorts von ihm bzw. anderen Herausgebern abgedruckte Gedichte werden von Watzka konsequent nicht zur Ergänzung herangezogen. Das betrifft vor allem diejenigen aus Millers vorausliegender Göttinger Studienzeit, die im sogenannten Bundesbuch des Göttinger Hains überliefert sind, einer zweibändigen Sammlung von eigenhändig eingetragenen Gedichten der Bundesbrüder, die Paul Kahl vollständig veröffentlicht hat.⁶ Dort ist Miller mit 71 Gedichten im ersten Band und 11 im zweiten der fruchtbarste aller Bundesbrüder. Haben wir richtig gezählt, so hatte Miller neun dieser Gedichte in seiner Sammlung von 1783 zum ersten Mal veröffentlicht, 42 andere blieben auch dort unberücksichtigt. Sehr hilfreich ist, dass Kahl in seiner Edition in einem umfangreichen Kommentar bei den einzelnen Gedichten immer den Ort des Erstdrucks angibt, dazu die wichtigsten(?) Textvarianten sowie teilweise sehr umfangreiche Erläuterungen zu Form und Inhalt.

Auch spätere Gedichte Millers, die er in seine Ausgabe von 1783 nicht aufnahm bzw. die – auch wenn es nur wenige waren – erst nach 1783 entstanden, finden bei Watzka keine Berücksichtigung. Einzelne davon, die zerstreut zuerst im Voßschen Musenalmanach,⁷ im *Ulmischen Intelligenzblatt* oder etwa in Ludwig Neuffers *Taschenbuch von der Donau* erschienen waren, druckte aber schon August Sauer in seiner recht umfangreichen Auswahl Millerscher Gedichte ab, die im Rahmen der *Deutschen National-Litteratur* erschien.⁸ Dabei verzeichnete er akribisch frühere Druckorte und Textvarianten. Auch in dem von Bernd Breitenbruch besorgten Ulmer Ausstellungskatalog sind einige der späteren Gedichte Millers zu finden.⁹

Die Ausgabe Watzkas ist „als Lesebuch gedacht, um die gesammelten Gedichte des Ulmer Lyrikers wieder leicht zugänglich zu machen“. Eine Edition im streng wissenschaftlichen Sinn ist damit nicht beabsichtigt. „Mit Blick auf die Lesbarkeit der

5 Zuerst erschienen in der von Johann Philipp Moser und Christian Wilhelm Bock herausgegebenen *Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler; nebst kurzen Biographien derselben*, 11. Heft (Nürnberg 1793).

6 Paul Kahl (Hrsg.): *Das Bundesbuch des Göttinger Hains. Edition – Historische Untersuchung – Kommentar*. Tübingen 2006. (Exempla Critica. 2.)

7 Gerhard Hay: *Die Beiträge des Voß'schen Musenalmanachs. Ein Verzeichnis*. Hildesheim, New York 1975. S. 45f.

8 *Der Göttinger Dichterbund*. 2. Teil. L. H. Chr. Hölty und J. M. Miller. Hrsg. von August Sauer. Stuttgart 1895. (Deutsche National-Litteratur 50 II.) S. 117-332.

9 Bernd Breitenbruch: *Johann Martin Miller 1750-1814. Liederdichter des Göttinger Hain, Romancier, Prediger am Ulmer Münster. Ausstellung zum 250. Geburtstag. Weißenhorn 2000*. S. 178-183.

Gedichte und den Umfang dieser Ausgabe“ wurden durchgängig „Orthographie und Interpunktion behutsam modernisiert und auf einen allzu umfangreichen Kommentartext bewusst verzichtet“ (S. 250). Watzkas relativ kurzer Kommentar bringt außer den von Miller selbst seinerzeit einzelnen Gedichten beigegebenen Anmerkungen nur Erläuterungen zu heute ungebräuchlichen Wörtern und biographische bzw. sachbezogene Erklärungen, die dem allgemeinen Verständnis dienen.

Miller – der Liedersänger. In seinem Nachwort stellt Watzka dieses Thema in den Mittelpunkt ausführlicherer Erörterungen und beschreibt die „Versiertheit und sprachliche Gewandtheit“ (S. 240), die sich hinter der vorgeblichen Einfachheit der Verse verbirgt. Eine Auseinandersetzung mit wissenschaftlicher Sekundärliteratur findet dabei nicht ausdrücklich statt. Watzka rühmt „Millers Verse bis heute“ als „einzigartig“ (S. 245). Sein Dichter bleibt „im Metier des Lieds, seiner eigentlichen literarischen Heimat, im Ton seiner Lieder [...] unübertroffen“ (S. 249).

Dass Johann Martin Miller doch möglicherweise an eine zweite Auflage seiner Gedichtausgabe dachte, belegt das 2015 auf dem antiquarischen Markt aufgetauchte Handexemplar Millers mit handschriftlichen Korrekturen und Ergänzungen. Von ihm berichtet Michael Watzka in der hier folgenden Miscelle. Seiner Edition der Millerschen Gedichte ist eine weitere Verbreitung sehr zu wünschen.

Manfred von Stosch



„Sollt' ich je wieder dichten“

Zum Fund eines Handexemplars der Gedichte Johann Martin Millers

„Sollt' ich je wieder dichten“, so schließt Johann Martin Miller den Vorbericht zu der 1783 erschienenen Ausgabe seiner gesammelten Gedichte,¹⁰ „dann wärens hauptsächlich geistliche Lieder und Lieder für den Landmann.“¹¹ Diese Aussage ist zu diesem Zeitpunkt in Millers Leben, da er mit gerade einmal dreißig Lebensjahren sowohl als Prosaschriftsteller als auch als Dichter schon längst verstummt ist, tatsächlich hypothetisch; die gesammelten „Geschöpfe und Gespiele meiner Jugend“¹² – gemeint ist die Zeit als äußerst produktives Mitglied des Göttinger Hainbunds – betrachtet er, acht Jahre nach seiner Rückkehr in die Heimatstadt Ulm, als ein abgeschlossenes Werk.

Gleichwohl vermeldet sein bester Freund, der Buchhändler Konrad Friedrich Köhler aus Ulm, vier Jahre nach Millers Tod noch ein Exemplar der mehr dreißig Jahre

10 Johann Martin Miller: Gedichte. Ulm 1783.

11 Hier zitiert nach: Miller: Gedichte, S. [11] im Vorbericht dieser Ausgabe.

12 Ebd., S. 8.

zuvor erschienen Ausgabe der Gedichte zu besitzen, „in welches der self[ige] Miller mit Bleistift sehr viele, freilich oft kaum leserliche, Änderungen eingeschrieben hat. Er schien es also wohl auf eine zweite Auflage anzutragen“, spekuliert Köhler, „wozu es aber bei der Kälte und Gleichgültigkeit des deutschen Publikums gegen die Werke seiner besten Köpfe gewiss nie kommen wird.“¹³ Zu einer zweiten Auflage kam es – nach verschiedenen Best Ofs im 19. Jahrhundert – tatsächlich erst im Jahr 2014, dem 200. Todesjahr Millers.¹⁴ Das von Köhler erwähnte Handexemplar, das nach Millers Ableben allem Anschein nach zunächst in seinen Besitz übergegangen sein dürfte, galt bisher als verschollen und konnte mit den Änderungen, die es zu enthalten schien, somit auch nicht in die Wiederauflage eingearbeitet werden.

Genau dieses Exemplar ist nun in Berlin wieder aufgetaucht und konnte von der Museumsgesellschaft Ulm – der vormaligen Lesegesellschaft, deren Mitglied Miller war – als Dauerleihgabe für den Bestand der Stadtbibliothek Ulm angeworben werden, wo es zeitnah auch digitalisiert werden soll. Dass es sich tatsächlich um ein vom Autor benutztes Handexemplar handelt, konnte anhand von Handschriftenvergleichen zweifelsfrei geklärt werden. Ob es sich aber tatsächlich um das von Köhler erwähnte oder womöglich ein zweites Exemplar handelt, in dem Miller die Reinschrift seiner Änderungen vorgenommen hat, bleibt unklar. Davon abgesehen spricht die Qualität der in der Tat zahlreichen Eintragungen insgesamt für eine durchgehende Verbesserung der Texte: Sie reichen von der Korrektur von Druckfehlern und einzelnen Wörtern, Versen oder ganzen Strophen, die gestrichen und durch metrisch sowie reimtechnisch einwandfreie Varia ersetzt wurden, bis zum Hinzufügen neuer Strophen und dem gelegentlichen Tilgen von (Teilen von) Überschriften, Unterüberschriften, den jeweils unter die Titel gesetzten Jahreszahlen und Verweisen auf den konkreten Entstehungsumständen einzelner Texte. Augenfällig ist dabei vor allem das Beseitigen konkreter Hinweise auf literarische Vorlagen und Bezüge – wie etwa ein Horaz-Vers –, wobei stellenweise auch die Bezüge zur Minnelyrik betroffen sind, von deren Rezeption Millers eigene Gedichte maßgeblich beeinflusst worden sein dürften.

Alles in allem sind mit 54 mehr als ein Drittel der insgesamt 145 Gedichte betroffen. Ein schmaler Ergänzungsband, der voraussichtlich kommendes Jahr im Berliner Elfenbein Verlag erscheinen wird, soll die einzelnen Änderungen nachvollziehen, exemplarisch erläutern und in den Gesamtkontext der Millerschen Lyrik einordnen.

Michael Watzka

13 K. R. [d.i. Konrad Friedrich Köhler]: Johann Martin Miller, in: *Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken*. Bd. 4, 13. Stück. Leipzig 1819, S. 86. Erstmals unvollständig erschienen in: *Morgenblatt für gebildete Stände*. Zwölfter Jahrgang. Tübingen 1818, S. 39-67. Hier zit. nach Miller: *Liederton und Triller*, S. 250.

14 Johann Martin Miller: *Liederton und Triller. Sämtliche Gedichte*. Herausgegeben, mit einem Nachwort versehen und kommentiert von Michael Watzka. Berlin 2014.

Helmut Glagla: Die Familie des Wandsbecker Boten Matthias Claudius nach dem Tod des Hausvaters 1815. Norderstedt: BOD 2015. 18,80 € ISBN 978-3-7386-6587-1

Wenig mehr als 200 Seiten umfasst die Darstellung der Familienbiographien der Kinder- und Enkelgeneration des „Wandsbecker Boten“ und macht vielfach noch unveröffentlichte Quellen zugänglich. Das Material wird gut verständlich eingeordnet in biographische und zeitpolitische Zusammenhänge.

Im ersten Teil des „Vorberichts“ werden zunächst die Biographien der Claudius-Kinder Caroline, Anna, Auguste, Trinette, Rebecka, Johannes, Friedrich, Ernst und Franz vorgestellt (S. 9-23). Im zweiten Teil geht der Autor der Frage nach, wie sich die Napoleonische Besatzung und die nachfolgende Zeit des Befreiungskrieges auf die Familie auswirkte. Der dritte Teil (S. 40-44) erarbeitet aus dem Quellenmaterial die Rückkehr von Matthias Claudius nach Wandsbeck, die Belastungen durch Einquartierungen und Matthias Claudius' letzte Tage in der Obhut der Tochter Caroline in Hamburg. Im vierten Teil wird vor allem Matthias Claudius' materielle Hinterlassenschaft kurz dargestellt.

Das zweite Kapitel „Dokumentation“ (S. 47-178) umfasst Auszüge aus einer im Staatsarchiv Hamburg aufbewahrten Mappe mit Briefen der verwitweten Anna Rebecca Claudius (11 Briefe) und ihrer Kinder Auguste (9 Briefe), Trinette (2 Briefe), Friedrich (16 Briefe), Ernst (1 Brief) und Franz (8 Briefe) an die Schwester Caroline, verheiratet mit Friedrich Perthes. Wirklich schade ist es, dass Anna Rebeccas Briefe überarbeitet wurden ohne Angabe der Originalstellen, die in Platt verfasst waren. Die vom Autor vorgenommene Auswahl stellt den familiären Zusammenhalt nach dem Tod des Familienoberhauptes, die Bemühungen der Kinder und Schwiegerkinder um die finanzielle Absicherung der Mutter und der unverheirateten Töchter, die Versorgung der Enkel und die Erhaltung des würdigen Andenkens an den Vater in den Vordergrund. Die Fragmente werden sorgfältig kommentiert und in chronologischer Reihe vorgestellt, um eine „dichte familiengeschichtliche Darstellung“ zu bieten. In diesem Zusammenhang wirft der Autor ein Schlaglicht auf die Rezeption der Streitschrift *Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?* von Johann Heinrich Voß durch die Claudius-Familie. Nach Aussage des Autors habe Voß „auch bössartige Hiebe gegen ihren [Anna Rebeccas] verstorbenen Mann ausgeteilt, indem er ihn als Obskuranten, Frömmler und käufliches Werkzeug des Adels hinstellte“ (S. 105f.). Da diese Formulierungen in der Streitschrift so nicht enthalten sind, müssen an dieser Stelle die geneigten Leser gebeten werden, sich selbst ein Bild zu machen. Dass die Familie Claudius 1819 nach dem Erscheinen der Streitschrift ein wachsames Auge auf das Andenken des 1815 Verstorbenen warf, zeigt die *Zurechtweisung*, eine öffentliche Replik des Schwiegersohnes Friedrich Perthes, an J. H. Voß in Heidelberg gerichtet, worin er sich bemüht, vier auf Claudius bezogene Bemerkungen in der Vossischen Streitschrift zu widerlegen. Dies wiederum zog eine öffentliche Reaktion von Voß nach sich (*Voß gegen Perthes. Abweisung einer mystischen Iniurienklage*). In diesem Zusammenhang ist der Hinweis auf weiteres Material zur gründlicheren Klärung der

Vorwürfe wichtig: im Nachlass von Friedrich Perthes, aufbewahrt im Staatsarchiv Hamburg, scheinen noch unentdeckte Quellen zu lagern.

Teil III umfasst genealogische Hinweise zu Kindern und Enkeln, so dass der Überblick über den Verbleib der beteiligten Personen erleichtert wird.

Im Anhang (S. 190-197) befindet sich eine zwar sehr kurze, aber höchst interessante Einordnung des Steindruck-Portraits von Matthias Claudius, das im Museum für Hamburgische Geschichte aufbewahrt wird. Dieses offenbar noch wenig erforschte Portrait stammt aus der lithographischen Werkstatt von Johann Michael Speckter/Heinrich Joachim Herterich. Die knappe Einführung des Autors in die Geschichte des damals innovativen Steindruckverfahrens in Hamburg leitet hin zu der sehr wahrscheinlichen These, dass möglicherweise Philipp Otto Runge der Urheber des umstrittenen Portraits ist.

Ein Orts- und Namensregister könnte sicher die Arbeit mit diesem hier vorgestellten Band erleichtern. Auf jeden Fall lohnt sich die Lektüre wegen der vielen Hinweise auf bisher wenig beachtete Archivalien. Die Probleme der Kinder- und Enkelgeneration sich in einer soziologisch und politisch dramatisch veränderten Welt zu orientieren, lohnt sicher eine vollständigere Erforschung, d.h. vollständige Edition der nachgelassenen Briefe.

Silke Gehring



Voß' Übersetzungssprache. Voraussetzungen, Kontexte, Folgen. Hg. von Anne Baillot, Enrica Fantino und Josefne Kitzbichler. Berlin: de Gruyter 2015 (Transformationen der Antike, 32) 270 S. 79,95 € ISBN 978-3-11-030124-3

Der Band versammelt acht Aufsätze, die aus einer kleinen Arbeitstagung im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 644 – „Transformationen der Antike“ entstanden, die 2010 unter dem gleichen Titel, den jetzt die Publikation trägt, an der Berliner Humboldt-Universität stattfand. Johann Heinrich Voß bietet sich im Kontext dieses SFB-Themas sicherlich als ein ebenso dankbares wie facettenreiches Exempel eines ‚kulturellen Übersetzers‘ an, hat er doch wesentliche Texte der Antike zu seinen Lebzeiten in einer bis dahin nicht erreichten metrisch-syntaktischen Präzision und sprachlichen Feinheit ins Deutsche übertragen. Voß' Homer gilt zu Recht bis heute als eine der größten translatorischen Leistungen in deutscher Sprache, wobei sich Liebhaber höchstens über die Ausgaben (1793 oder doch 1781?) streiten, die man benutzen sollte. Voß transformierte mit seinen Übersetzungsprinzipien die Antike eben keineswegs nur rein sprachlich, vielmehr vermochte er sie zugleich in ihrer

ethischen Vorbildhaftigkeit in seine Lebenswelt zu übersetzen. Wie unauflöslich beide Bestrebungen von ihm einerseits für die antiken Texte zu einer Einheit geführt worden sind, dass diese Einheit zum anderen jenseits der griechischen und römischen Vorbildautoren übersetzungstechnisch wie -theoretisch nicht einzuhalten war, verdeutlicht das – letztlich gescheiterte – Unternehmen der Shakespeare-Übersetzungen von Johann Heinrich und seinen Söhnen Heinrich und Abraham Voß.

Es ist ein Verdienst dieses Bandes, auch dieses späte Übersetzungsprojekt gleich in mehreren Beiträgen zu behandeln. Das Bemühen, erstmals einen Gesamteindruck von Werken, Prinzipien bzw. Methoden und Überzeugungen sowie von der zeitgenössischen Rezeption und vom Nachwirken des Übersetzers Johann Heinrich Voß zu geben, ist den drei Herausgeberinnen nicht hoch genug anzurechnen. Freilich zeigt sich in der inhaltlichen Konzeption des Bandes sogleich ein gewisses Dilemma, vor dem sie standen, denn gerade über die Homer-Übersetzungen, also die wirkungsvollste kulturgeschichtliche Leistung des jungen Mecklenburgers, ist von Günter Häntzschel vor vierzig Jahren das Maßgebliche gesagt worden, das seither von verschiedenen Kolleginnen und Kollegen vielfach ergänzt, auf andere von Voß übersetzte Autoren angewandt oder vertieft worden ist;¹ und auch über die Shakespeare-Übersetzung gibt es seit fast zwei Jahrzehnten eine einschlägige Studie von Lesley Drawing, die in Fachkreisen bestens bekannt ist.² Die Lösung, die von den Herausgeberinnen angesichts dieses Forschungsstandes gewählt wurde, benennt der Untertitel des Bandes – „Voraussetzungen, Kontexte, Folgen“. Es fällt sofort auf, dass hier eine Leerstelle besteht, dass nämlich das translatorische Vorgehen bzw. die Praktiken des Übersetzens, die Voß entwickelte und anwandte – somit also das, womit sich Häntzschel, Drawing und viele andere im Wesentlichen beschäftigt haben –, ausgespart scheint. Aber so ist es dann glücklicherweise nicht – die beiden ersten Aufsätze des Bandes greifen ganz im Gegenteil zentrale Aspekte der übersetzerischen Praxis und Prinzipien von Voß auf, und auch an anderen Stellen wird darauf immer wieder eingegangen.

Enrica Fantino eröffnet den Band mit einem Aufsatz über *Johann Heinrich Voß als junger Dichter und Übersetzer antiker Lyrik. Zur Entfaltung seiner rigoristischen Methode*. Sie beschäftigt sich mit den Jahren des jungen Voß, in denen er sich als Übersetzer sozusagen ausprobiert und allmählich seine eigene Methodik entwickelt. Fantino analysiert Voß' Austarierung der „rigoristischen Methode“, die er bei Homer erstmals anwandte und immer weiter verfeinerte, als Resultat einer dreischichtigen poetologischen Entwicklung und personellen kulturellen ‚Identitätsbildung‘: „der Aufbau eines utopischen kulturpädagogischen Dichtungsprojektes als Erhebungsversuch des protestantischen Deutschlands über die römisch-katholischen Kulturnationen [...]“; das Bekenntnis zum metrischen Prinzip als Gegenpol zu transponierenden

- 1 Günter Häntzschel: Johann Heinrich Voß. Seine Homer-Übersetzungen als sprachschöpferische Leistung. München 1977 (Zetemata, 68).
- 2 Lesley Drawing: Die Shakespeare-Übersetzung von Johann Heinrich Voß und seinen Söhnen. Eutin 1999 (Eutiner Forschungen, 6).

Übersetzungsstrategien französischer Prägung [...]; der Gedanke der Spracharbeit als Mittel zur dynamisierenden Verstärkung der verarmten deutschen Dichtersprache [...]“ (S. 27). Nicht wenig ist davon nicht wirklich neu, wird aber von der Autorin, die sich sichtlich in ihrem Thema auskennt, bestens auf den Punkt gebracht, miteinander abgewogen sowie mit – naturgemäß wenigen – Beispielen treffend belegt. Gerade an den Beispielen zeigt sich, dass es um mehr als nur Voraussetzungen von Voß' Übersetzersprache geht, vielmehr die Methodik, die sich beim jungen Voß noch ausschärft, bereits ins Zentrum rückt. Es ist ein wirklich instruktiver Aufsatz, der bestens in den Band und seine Thematik einführt und auf das Kommende umso neugieriger macht.

Lars Korten schließt sich mit einem Aufsatz *Metrik als Tonkunst. Zur „Zeitmessung der deutschen Sprache“ von Johann Heinrich Voß* zu einem bislang wenig behandelten Text von Johann Heinrich Voß an, mit dem er sich 1802 an einer metrischen bzw. prosodischen Theorie der deutschen Verskunst versucht hat. In dieser Abhandlung, die als „Beilage zu den Oden und Elegien“ erschien, ging es um einen Substanzkern Vossischer Poetik und Übersetzungstheorie. Voß wollte in seiner *Zeitmessung der deutschen Sprache* nämlich nichts weniger als ein Grundproblem deutscher Metrik lösen, das der ‚Vater der deutschen Dichtung‘ Martin Opitz und seine Nachfolger in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch ganz pragmatisch gelöst hatten: Da die deutsche Sprache anders betone als die lateinische (und griechische) ersetzte man den Hexameter damals durch den jambischen Alexandriner als dem ‚edelsten‘ Versmaß. Seither – und vor Voß – hatten sich viele am deutschen Hexameter abgearbeitet und immer wieder dessen Problematik festgestellt. Voß dagegen definiert Lyrik als Vortragskunst, nicht als zur individuellen Lektüre bestimmt. Indem er den ‚Versfuß‘ durch den ‚Wortfuß‘ als prosodische Grundeinheit ersetzt, schafft er die Voraussetzung, musikalische Prinzipien von Takt und Melodie auf die – gesprochene – lyrische Sprache zu übertragen, die demnach nicht mehr nur durch Betonung alleine, sondern auch durch die Sprechdauer kategorisiert – und ebenso produziert, quasi ‚komponiert‘ – werden könne. Korten gelingt es mit seinem kurzen Aufsatz, diesen schon von den Zeitgenossen als schwer zugänglich kritisierten Text, der in der Literaturwissenschaft ebenfalls kaum untersucht wurde, ebenso präzise wie gut verständlich zusammenzufassen; die mehr als vierseitige tabellarische Synopse der von Voß definierten „Wortfüße“ wird zukünftig das Verständnis dieser durchaus schwierigen Abhandlung erleichtern, mit der sich Voß in die lange Reihe deutscher Poetiker eingestellt hat. Obwohl die *Zeitmessung der deutschen Sprache* zu Recht kaum Spuren in der deutschen Verstheorie hinterlassen hat, bietet die Schrift zumindest für Lyrik als gesprochene Sprachkunst interessante Ansätze an.

Der nächste Autor, Frank Baudach, hat in den letzten mehr als zweieinhalb Jahrzehnten durch zahlreiche Publikationen und Veranstaltungen sowie durch sein engagiertes Wirken für die Johann Heinrich Voß-Gesellschaft einen maßgeblichen Anteil daran erworben, dass Johann Heinrich Voß in der literaturgeschichtlichen Forschung nicht weitgehend marginalisiert wurde und gänzlich in der lokalen heimatkundlichen

Erinnerungsversenkung verschwunden ist. Baudach nimmt sich mit seinem Aufsatz *Klassizist und Klassiker. Zum Verhältnis von Voß und Goethe* eines Themas an, das schon seit dem Tod von Voß eine ganze besondere Rolle für dessen Nachleben gewonnen hat. Goethe, so ist hinlänglich bekannt, schickte in den Gesprächen mit Eckermann dem vor kurzem Verstorbenen ein großes Lob hinterher. Da Johann Heinrich Voß am Lebensende durch die verschiedenen Streitereien, in die er sich öffentlich verwickelt hatte, eine durchaus angeschlagene Reputation besaß, kam ein solches Lob aus Weimar natürlich höchst willkommen. Baudach analysiert in seinem Aufsatz detailliert die unterschiedlichen persönlichen Dispositionen, unter denen sich das Verhältnis Voß-Goethe über die Jahrzehnte bei nur sporadischen Begegnungen entwickelte. Baudach betont vor allem die große Wertschätzung Goethes für den Philologen Voß, „bei dem er in die Schule gegangen war“. Das wird aus vielen Brief- und anderen Textstellen belegt – am Ende des im besten Sinne positivistischen Aufsatzes bleibt der Leser dennoch etwas enttäuscht zurück, denn er hätte sich von einem solchem Kenner der Materie wie dem Autor doch gewünscht, an einigen Beispielen aufgezeigt zu bekommen, wie Voß auf Goethes Hexameter eingewirkt hat, wo also konkrete Einflüsse des ‚Lehrers‘, die er als Übersetzer entwickelt hatte, in Dichtungen des Weimarer ‚Schülers‘ nachzuweisen sind.

Der folgende Aufsatz legt allerdings die Vermutung nahe, hier einem freiwilligen Verzicht auf diesen Aspekt zu begegnen, der aus der Struktur des vorliegenden Tagungsbandes resultiert. Denn Clémence Couturier-Heinrich liefert in ihrem Aufsatz *Autorität und Konkurrenz. Zur Reaktion von Goethe und Schiller auf Vossens Hexameterlehre und -praxis* diese poetischen Exempel nach. Die beiden Aufsätze gehören somit gemeinsam gelesen. In drei Kapiteln entfaltet Couturier-Heinrich ihr Thema: Zunächst wird „Vossens Lehre vom deutschen Hexameter“ souverän aus den verstreuten Texten, darunter auch der bereits behandelten *Zeitmessung der deutschen Sprache*, zusammen gesetzt; danach wird, durch einschlägige Textzeugnisse gut illustriert, „Goethes vorübergehende Annäherung an den vossischen Rigorismus im Hexameterbau“ behandelt, wobei insbesondere die Vermittlerrollen von Humboldt und August Wilhelm Schlegel neben derjenigen von Heinrich Voß herausgestellt werden; abschließend wird „Schillers zwiespältiges Verhältnis zu Voß“ dargelegt, wozu durchaus auch die direkte Konkurrenz auf dem Markt der Almanache beitrug. Couturier-Heinrich zeigt mit ihrem erhellenden Aufsatz nicht nur, wie sehr Voß’ Hexameterkunst das „Produkt seiner Übersetzertätigkeit“ (S. 91) war, sondern zusammen mit dem vorangehenden Aufsatz von Baudach greift sie auch die Chance auf, eine schon von Günter Häntzschel erhobene Forderung zu erfüllen, nämlich das Verhältnis Goethe-Voß nicht bloß biographistisch, vielmehr analytisch-interpretatorisch aufzuarbeiten, um auf diese Weise zu zeigen, wo Johann Heinrich Voß zum Lehrer der Weimarer wurde.

Nicht Johann Heinrich Voß, sein hoch begabter, letztlich dem Elternhaus nie entkommener und früh verstorbener Sohn Heinrich Voß steht im Mittelpunkt des anschließenden Aufsatzes von Anne Baillo, mit dem das ‚Familien‘-Projekt der

Shakespeare-Ausgabe in den Fokus des Tagungsbandes gerückt wird. Dabei bietet Baillots Aufsatz *Shakespeare und die alten Tragiker im Briefwechsel Heinrich Voß' mit Karl Solger und Rudolf Abeken* gleichzeitig eine einleitende Auswertung der Edition der *Briefe zwischen Heinrich Voß und Karl Solger* am Ende des Bandes. Diese Edition, veranstaltet von Sophia Zeil und Johanna Preusse (im Zusammenwirken mit Anne Baillot), wird bescheiden als „Anhang“ bezeichnet. Das darf den Blick nicht dafür verstellen, nunmehr auf einhundert Seiten eine sehr gut kommentierte und sehr hilfreiche Edition von Briefen zu besitzen, die diesen Band für die künftige Forschung – zu Vater und Sohn Voß wie zur Übersetzungskultur der Zeit – umso bedeutender macht. Baillot beschränkt sich in ihrem Aufsatz freilich nicht bloß auf die Briefe, vielmehr will sie herausstellen, „wie Heinrich Voß als Übersetzer von Dramen und als Rezensent von Dramenübersetzungen die Prinzipien seines Vaters und anderer, mit diesem konkurrierender Übersetzer umsetzte“ (S. 94). Gemeinhin besteht das Bild, in Heinrich Voß einem ganz dem Vater nacheifernden, von ihm und seinen gelehrten Prinzipien niemals abgelösten Sohn zu begegnen. Baillot verschiebt zumindest für den Übersetzer Heinrich Voß diese Perspektive wohlthuend. Sie zeigt in drei Abschnitten auf, dass Heinrich Voß letztlich nicht vermochte, alte und neuere Ausgangstexte mit den gleichen Methoden zu übersetzen, vielmehr bei Shakespeare an die Grenzen seiner (alt-)philologischen Möglichkeiten geriet. Shakespeare, an den Schiller ihn herangeführt hatte, begegnete er zwar mit einem emotionalen Enthusiasmus, der sich von der wehevollen Begeisterung seines Übersetzer-Vaters unterschied, doch er vermochte den Engländer alleine translatorisch nicht zu bezwingen (sein Vater drang zu dieser Erkenntnis nicht vor). Zum anderen weist Baillot den jungen Voß – in den Briefen an Solger – aber als durchaus eigenständigen Übersetzer nach, der an der Sophokles-Übersetzung seines Freundes ausdrücklich kritisierte, dieser würde viel zu „vossisch“ vorgehen (vg. S. 104). Baillots akribischer Aufsatz deutet somit im unauflösbaren Spannungsverhältnis zwischen der rigoristischen väterlichen Übersetzungsmethodik und dem Unvermögen des Sohnes, auf Shakespeare eine andere Methodik erfolgreich anzuwenden, bereits das Scheitern dieses großen Übersetzungsprojektes an, in das Johann Heinrich Voß bald einsteigen sollte.

Der folgende Aufsatz von Christine Roger verheißt mit seinem Titel *Der deutsche und der fremde Shakespeare. Die Voß'sche Shakespeare-Übersetzung im Kontext ihrer Zeit* sehr viel mehr, als auf zehn Seiten gehalten werden könnte. Der zeitgenössische Kontext, auf den die knappen Ausführungen zugespitzt sind, ist der Wettlauf um einen vollständigen ‚deutschen‘ Shakespeare, der um 1800/1810 im literarischen Deutschland herrschte und auch von den Verlegern forciert wurde. Was Anne Baillot im vorangehenden Aufsatz so exakt angedeutet hat, die spezifischen Schwierigkeiten nämlich bei der Übersetzung von Shakespeare, bleibt völlig ausgespart, und auch darüber, warum Shakespeare, damals schon seit immerhin fast zwei Jahrhunderten auf deutschen Bühnen von den wandernden Schauspielergesellschaften etabliert, gerade in jenen Jahrzehnten von Napoleonischen Kriegen und Jungem Deutschland so viel Aufmerksamkeit entfachte, erfahren wir nichts. Stattdessen werden, gut

gestützt durch trefflich passende Zitate aus Briefen und Journalen, lediglich einige Schlaglichter auf die Vorgeschichte des Voß'schen Unternehmens geworfen (Kap. 1) sowie auf den Wettlauf der Verlage, die erste komplette metrische Übersetzung auf den Markt zu bringen (Kap. 2), und abschließend (Kap. 3) werden einige Urteile von Zeitgenossen über die Voß'schen Übersetzungen versammelt. Aber über die Übersetzungen selbst, speziell etwa darüber, ob (und dann inwieweit) das Einsteigen von Johann Heinrich Voß das Projekt methodisch verändert hat, ob (und dann in welchen Punkten) sich insbesondere Heinrich Voß' Vorgehen bzw. translatorische Überzeugung änderte, der sich ja Solger gegenüber von der rigoristischen Methode distanziert hatte und Schlegel ausdrücklich lobte, ob (und dann in welchem Maße) vielleicht durch den Sohn die Prinzipien des Vaters modifiziert, also auf den modernen Ausgangstext adaptiert wurden – über alles das hätte man von diesem Tagungsband, wenn nicht schon von diesem Aufsatz, zumindest Hinweise erhoffen dürfen.

Stattdessen verlässt der Band diesen Themenkomplex schon wieder, der ohnehin nur ganz am Rande mit der Übersetzungssprache von Johann Heinrich Voß zu tun hatte. Die beiden letzten Beiträge markieren schon in ihren Titeln, dass nunmehr der Bereich der Rezeption betreten wird. Günter Häntzschel, der nach wie vor selbst aktive Doyen der heutigen Voß-Forschung, behandelt unter dem schönen Titel *Homer im Wohnzimmer. Das bürgerlich-idyllische Epos im 19. Jahrhundert*. Es ist der souveräne Versuch, dieses bürgerlich-idyllische Epos als eine eigenständige deutschsprachige Form des Hexameters-Epos zu betrachten und poetologisch-inhaltlich zu definieren. Voß mit der *Luise* und Goethe mit *Hermann und Dorothea* haben dafür, so Häntzschels Ausgangsthese, die ‚gattungsbildenden‘ Muster geschaffen. Sie hätten die Möglichkeiten des Epos und des mit diesem poetologisch verschmolzenen Hexameters in der nationalen Dichtung erweitert, indem sie das antike Heldenepos – ohne poetische Qualitätsabstriche – in die Ruhe und Behaglichkeit der bürgerlichen Wohnstube transformierten, ohne den Bezug zu aktuellen gesellschaftlichen Themen zu vernachlässigen. Dabei wäre die Idylle keineswegs als Abbild, sondern als Wunschbild von Wirklichkeit verstanden worden. Häntzschel stellt dann eine Reihe von idyllisch-bürgerlichen Epen vor, die im 19. Jahrhundert den Beispielen Goethe und Voß nacheiferten. Drei Kategorien seien auszumachen – „adäquate“ epische Leistungen (wie Hebbels *Mutter und Kind*), „idyllisch-triviale Epen“, die an den Vorbildern scheitern und demnach quantitativ deutlich überwogen, und schließlich „Mischformen“, die sich dadurch auszeichneten, dass ihre „idyllische Substanz zwischen beschränkter Selbstgenügsamkeit und kritischem Potential schwankt.“ (S. 136) Man lernt in diesem Aufsatz viele Texte kennen, von denen man bis dahin nicht unbedingt wusste; Häntzschel belegt damit jedoch eindrucksvoll, wie beliebt diese Gattung war, wie sehr somit das hier entworfene Wunschbild den sozialen Erwartungen und Erfahrungen einer spezifischen Schicht von Lesern stand.

Während Voß' *Luise* längst nicht mehr zum literarischen Kanon zählt, besitzt seine Homer-Übersetzung eine dauerhafte Präsenz auf dem Buchmarkt, obwohl es auch andere erfolgreiche und greifbare Übersetzungen der *Ilias* und *Odyssee* gibt. Josefine

Kitzbichler fragt in ihrem den Aufsatzteil des Bandes beschließenden Beitrag *Homer übersetzen nach Voß. Zum Epigonalitätsproblem in Homer-Übersetzungen des 19. und 20. Jahrhunderts* danach, was die besondere Qualität bzw. das Bewusstsein dieser besonderen Qualität der Vossischen Übersetzung ausmacht. Dass es diese Qualität gibt und diese auch anerkannt ist, beweist sich vor allem auch darin, in welchem Verhältnis neue Übersetzungen zu der von Voß stehen. Kitzbichler untersucht exemplarisch vier ebenfalls erfolgreiche *Ilias*-Übersetzungen von Johann Jakob Donner (1855), Thassilo von Schaffer (1913), Rudolf Alexander Schröder (publiziert 1943) und Wolfgang Schadewaldt (1975), die alle vier bekannte und sehr versierte Übersetzer waren. Anhand des Proömiums belegt die Autorin in jedem Einzelfall, dass alle späteren Übersetzer Voß' Übersetzung und Übersetzungsprinzipien variieren und modifizieren, gleichwohl sich nicht davon ablösen und in abweichendem, aber nirgends geringem Maße Versteile oder sogar ganze Verse in ihre Übersetzungen (bei abweichenden Schreibweisen) übernehmen. Lediglich Schadewaldt löst sich stärker von Voß, weil er sich durch die freiere Behandlung von dessen metrischem Prinzip Formulierungsfreiräume schafft; allerdings folgt er, wie Voß es vorgemacht hat, der griechischen Wortfolge. Voß' *Ilias*-Übersetzung ist, so zeigt Kitzbichler auf, inzwischen als gleichwertiger Text neben das Homerische Epos getreten. So ist es die typische Legitimation der eigenen Übersetzungen, einen ‚besseren‘ Homer dadurch zu schaffen, weil man einen ‚besseren‘ Voß anbieten werde. Dabei bietet eine Nähe zu Voß durchaus, so betont Kitzbichler am Ende, eine Verbesserung der Erfolgchancen der eigenen Übersetzung.

Dieser Aufsatz beinhaltet implizit bereits das Fazit des vorliegenden Bandes: Johann Heinrich Voß hat als Übersetzer neue Maßstäbe gesetzt und – vor allem durch seinen Homer – die translatorische Tätigkeit von Generationen theoretisch und methodisch beeinflusst. Der Band macht außerdem noch einmal ganz deutlich, dass es die griechischen Hexameter-Übersetzungen waren, die Voß zu Lebzeiten als Philologen zum ‚Lehrer‘ selbst der Weimarer werden ließ, dass jedoch seine Prinzipien auf moderne Texte nicht mit gleichem sprachlichen wie metrischen Erfolg übertragbar waren. Angesichts der Forschungsgeschichte kann ein Band wie dieser nicht ohne Überschneidungen mit dem Vorliegenden auskommen; die Herausgeberinnen hätten freilich keine Scheu haben dürfen, diese in noch stärkerem Maße in Kauf zu nehmen, denn in einem Band, der dem Titel nach grundlegend über „Voß' Übersetzungssprache“ handeln will, sollte ein Beitrag über ‚den‘ Homer und ein weiterer über die lateinischen Übersetzungen nicht fehlen. Zu monieren ist weiterhin, dass einzelne Aufsätze zu weit von dem – mit aller Berechtigung – eng gefassten Thema abweichen und viel zu wenig mit den Texten von Voß arbeiten. Dennoch bringt dieser Band in einigen zentralen Aspekten die Forschung sowohl über Johann Heinrich Voß als auch über die Übersetzungspraxis um 1800 weiter voran. Darüber hinaus noch eine Briefedition vorzufinden, macht diesen Band insgesamt zu einem sehr hilfreichen wie ebenso ertragreichen Forschungsbeitrag.

Axel E. Walter

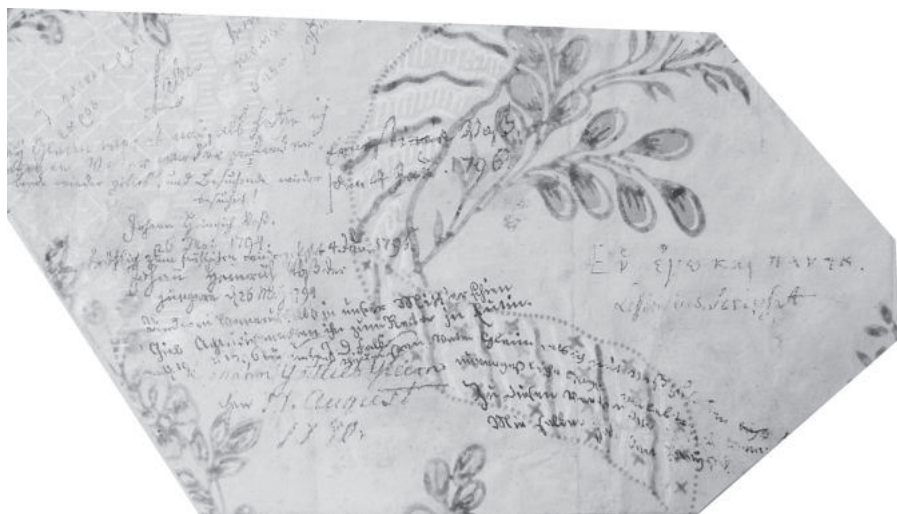
Vossilien

Falk mit Voß bei Gleim

Ein Fundstück ganz eigener Art wird in der Handschriftenabteilung der UB Heidelberg aufbewahrt: Ein in den Jahren 1794 und 1796 mit den Schriftzügen von Johann Heinrich Voß, seiner Gattin Ernestine und Sohn Heinrich versehener Tapetenrest aus dem Gartenhaus Gleims in Halberstadt, seinem ‚Hüttchen‘. Und inmitten dieser Schriftbilder, vereint mit ihnen, noch einige gereimte Zeilen vom Juni 1796, wie aus dem Stegreif hingeworfen und sich beziehend auf gemeinsam dort verlebte Tage mit Johann Heinrich Voß während dessen damaligem Besuch bei ‚Vater Gleim‘ – eine Hinterlassenschaft des seinerzeit am Beginn seiner schriftstellerischen Karriere stehenden Satirikers Johannes Daniel Falk.¹

Sich auf solche Weise auf dieser Tapete, einem überdimensionalen Gästebuch sozusagen, einzutragen, war den Gästen Gleims seinerzeit eine Art Besuchsritual und

- 1 Biografisches zu Falk: Geboren 1768 in Danzig, dort in einem reformiert-pietistisch geprägten Elternhaus aufgewachsen, schon früh wieder aus der Schule genommen und zur Mitarbeit in der väterlichen Perückenmacherwerkstatt gezwungen, war es ihm aber dennoch gelungen, durch seinen unbändigen Lernwillen und sein leidenschaftliches Interesse an wissenschaftlichen und literarischen Dingen auf seine Begabung aufmerksam zu machen, durch städtische Stipendien gefördert schließlich seine schulische Bildung wieder aufzunehmen. Erste dichterische Versuche hatten diesen Werdegang begleitet, der sich dann 1791 mit der Aufnahme eines Theologiestudiums in Halle fortsetzte. Dort bewirkten aber Zweifel an der aufgeklärten Theologie seiner Zeit, Hinwendung zur Älteren Philologie im Seminar Friedrich August Wolfs, dabei fortgesetzte literarische Bemühungen und erste Veröffentlichungen größerer satirischer Versepen seit 1793/94, die sich durch einen offenen und die Staatsmacht provozierenden Widerspruchsgeist auszeichnen, schließlich seine Abkehr vom Studium, ermutigten ihn aber gleichzeitig – durch Wieland gefördert –, die Laufbahn eines selbstständigen Schriftstellers anzustreben, wozu ihm dann auch insbesondere ein von ihm herausgegebenes *Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire* verhalf. – Als er 1797 frisch verheiratet nach Weimar umzieht, hat er schon einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht und hofft auf einen weiterhin günstigen Verlauf seiner literarischen Karriere im Umkreis der Weimarer Größen. Er arbeitet eifrig und zurückgezogen, hat in den ersten Jahren vorrangig Kontakt mit Wieland und Herder, kommt erst ab 1801 in eine nähere Beziehung zu Goethe, muß aber mehr und mehr erleben, dass es ihm trotz aller Mühen nicht gelingen will, einen größeren literarischen Erfolg zu landen. – 1806 kommt eine neue Facette seines Wesens zum Vorschein: Als nämlich in den Oktobertagen nach dem Sieg Napoleons bei Jena und Auerstädt französische Truppen Weimar besetzen und es zu Plünderungen kommt, kann er durch couragiertes Eingreifen viele Familien vor gänzlicher Ausplünderung bewahren, kann sogar in der Folge in seiner Rolle als Dolmetscher und Sekretär bei der französischen Verwaltungsbehörde, zu der man ihn beruft, vermittelnd wirken und manche Härte der französischen Kontributionsforderungen mildern, wofür er im Jahr darauf als Dank vom Herzog Carl August den Titel eines Weimarischen Legationsrats erhält. – Nach 1813 dann, als er das Elend herumvagabundierender Kriegswaisen erlebt, wendet sich ihm das hehre Ideal klassischer und auch christlicher Humanität endgültig zum inneren Aufruf, sich nunmehr ausschließlich den drängenden Aufgaben zu stellen und sein Leben der Fürsorge und Erziehung dieser Kinder und Jugendlichen zu widmen. In den Folgejahren bis zu seinem Tod 1826 entwickelt er ein umfassendes Sozialwerk, dessen Leitidee sich später zur Idee der ‚Inneren Mission‘ eines Johann Hinrich Wichern ausgestaltet und bahnbrechend für eine sich deutschlandweit entwickelnde Jugend-Sozialarbeit wird.



Das Heidelberger Tapetenstück (UB Heidelberg, Heid. Hs. 3715, 4)

galt als eine selbstverständliche freundschaftliche Geste.² Johannes Falk, damals noch in Halle lebend, bevor er im Jahr darauf nach Weimar ging, hatte Voß, der von Halberstadt aus gemeinsam mit seinem Sohn Wilhelm einen zehntägigen Abstecher dorthin unternommen hatte, zu Gleim zurückbegleitet, bei dem Voß sich seit Anfang Juni samt Gattin Ernestine und Abraham, einem weiteren Sohn, zu einem längeren Besuch aufhielt. Persönlich kennengelernt hatten sich in Halle beide höchstwahrscheinlich über Wilhelm Körte, einen Großneffen Gleims, der ein Studienfreund Falks war, und den aufzusuchen Voß von Gleim empfohlen worden war.

In literarischen Angelegenheiten hatten sie schon vorher miteinander zu tun gehabt: In seinen Musenalmanachen für 1793 und 1794 hatte Voß einige kleine Gedichte Falks veröffentlicht, und auch im Herbst dieses Jahres 1796 wird Falk im neuen Musenalmanach fürs kommende Jahr mit einem dann längeren Gedicht vertreten sein. Voß war ihm freundlich zugewandt, ermutigte ihn dadurch zweifellos auf dem begonnenen Weg, und Falks Wertschätzung für Voß war um diese Zeit enorm.

Im Zusammenhang meiner Falk-Forschungen war mir Falks Hinterlassenschaft auf obiger Gleimhaus-Tapete schon einmal zuvor begegnet, und zwar in einem Brief eines gewissen Adolph Meier an die Witwe Caroline Falk vom 31. Oktober 1830³ – Johannes Falk war im Februar 1826 verstorben. Meier schreibt dort:

2 Siehe hierzu Ute Pott: Das Tapeten-Album im Gleimhaus/Halberstadt. In: Album. Organisationsform narrativer Kohärenz. Hg. von Anke Kramer und Annegret Pelz. Göttingen 2013, S. 271-286.

3 Goethe- und Schiller Archiv Weimar, GSA 15/II, 6, 6, 8.

Transkription der Einträge

1. Eintrag von Johann Heinrich Voß:

Bey Gleim war es mir, als hätte ich
meinen Vater wieder gefunden,
Liebende wieder geliebt, und Besuchende wieder
besuchet!
Johann Heinrich Voß.
26 Mai 1794.

2. Eintrag von Johann Heinrich Voß, darunter:

fröhlich zum fröhlichen wiedergekehrt 4. Juni 1796

3. Eintrag von Heinrich Voß, darunter:

Johann Heinrich Voß der
jüngere d. 26 Mai 794

4. Ernestine Voß, rechts neben dem ersten Eintrag ihres Mannes:

Ernestine Voß
den 4. Juni 1796

5. Eintrag Johann Daniel Falks, unter dem Eintrag von Heinrich Voß:

Und wenn Homerus [als⁴] in unserer Mitt' erschien
Gieb Acht, wir machten ihn zum Rector in Eutin.

d. 19. [...] ⁵ 1796 bey unserem theuersten Vater Gleim, als ich mit Voß zusammen
unvergeßliche Tage verlebte.
Zu diesen Versen der [deutsche Homer⁶]
Mir selber gab den [Bleistift her.⁷]

4 Unleserliches Wort, wohl: *als* oder *also*; von A. Meier (s. Anm. 1) transkribiert als: *selbst*

5 Freigelassene Lücke wahrscheinlich, um nicht ins Schriftbild des schon vorhandenen Schriftzugs von 1790 hineinzuschreiben.

6 Unleserlich, ergänzt aus der Transkription A. Meiers.

7 Unleserlich, ergänzt aus der Transkription A. Meiers.

Falk über Voß

1. Aus Briefen Johann Daniel Falks an Karl Morgenstern¹

[...] Voß sagt irgendwo: „Viele Gedanken sind keines metrischen Ausdrucks fähig, z. B. ruhige Beschreibung usw. Was also da? Lauter gelassene Wortfüße wie sie von selbst kommen? (so macht es Göthe) Im Gegentheil: die sorgfältigste Auswahl edler und harmonisch zusammengestellter Wortfüße, die fröligste Mischung des Klanges, und so mehr je weniger sonst der Gedanke belebt werden kann.“ – [...]

Voß und Göthe, in eins verschmolzen, gäb' einen Homer, oder unter dem Monde soll nichts vollkommen seyn. So viel ist gewiß, daß Voß, trotz allem dem, doch wohl länger leben wird als Göthe, und wie mich dünkt aus folgenden Gründen. (diese mündlich!) Ein wiederholtes Studium von Voß hat mich lebendig überzeugt, daß dieser große bescheidene Mensch noch lange lange [!] nicht auf dem Punkt bey uns steht, auf dem er zu stehen verdient. Alle unsre Prosaiker von Garve und Engel an bis auf Wieland und Göthe, Klopstock selbst nicht ausgenommen, müßten bei ihm in die Schule gehen, und lernen was Rhythmus und Periodenbau heißt, wofür so gar Niemand in [!] Norden ein Ohr hat. Es klingt unglaublich, aber es ist wahr. Vossens mythologische Briefe, ungerechnet des zuweilen gezwungenen Ausdrucks, müssen bey jedem, der ein deutscher Prosaiker werden will, auf dem Tisch liegen. Mich ekelt das heisre, parteyische einseitige Geschrey und Geschwätz von Leuten, die auf jeder Seite und in jedem Worte zeigen, daß sie für Alles Dieß weder Sinn noch Verstand haben. [...]²

[...] Von dem Letzten (Voß) dem ich kürzlich die *Weiber frey nach Juvenal überschickt*, hab' ich kürzlich Antwort erhalten.³ Es freut dich, wie mich selbst, wenn ich dir sage, daß mein langes und anhaltendes Studium des homerischen Hexameters, das mir den ganzen Winter 1798 kostete, durch folgendes Urtheil von Voß belohnt ward. Er schreibt mir unter andern: „Sie können mitsprechen, wie wenige in Deutschland, wenn von Rhythmuß, Bau des Hexameters, und echtem Wohlklang und Numerus die Rede ist, falls Sie es nicht gerathen halten, wie ich zu schweigen und die Zeit walten zu lassen“ – Vossens Verdienste um unsre Sprache werden noch sehr verkannt, zum Theil durch seine eigne Schuld. Seine vielen Versetzungen bringen freylich die Sprache um die Grazie der Natürlichkeit, und diese ist das erste Gesetz der Dichtkunst: in so fern haben gewisse Kunstrichter recht. Aber wenn diese Herren fortfahren, ihre Midasohren gegen den unendlich hohen Wohlklang zu verhärten, der in Werken wie die Luise zu Tage liegt, und einem daran gewohnten Ohr selbst die Garvische Prosa holprig macht: so setzen sie sich selbst bey der Nachwelt eine Schandsäule, an die ein Paar Dutzend Nahmen zu schreiben ich schon in Bereitschaft

- 1 Karl Morgenstern (1770-1852), Studienfreund Falks, wirkte später als Professor in Danzig u. Dorpat als Philologe und Bibliothekar.
- 2 Weimar, 1.3.1798. UB Dorpat (Tartu), Akte Karl Morgenstern, Bl. 127f.
- 3 S. den Brief von Voß an Falk vom 14.10.1799, GSA Weimar 15/II, 1E, 10; Bl. 4f.

habe. Der Schritt ist gethan, und wer nicht begreift daß er gethan ist, beweist bloß, daß er wie C. Adelung noch bey dem ersten Schöpfungstag ist, während unsre Dichter schon nah am siebenten sind.[...]⁴

2. Fundstücke aus dem Falk-Nachlass im Weimarer Goethe- und Schiller Archiv

*An Voß*⁵

Was du gethan ist ein Schritt: ein
entscheidenderer bleibt dir noch übrig.
Was du geopfert dem Vers, macht dich
zum großen Apoll:
Aber nicht ist Es genug und du mußt nun
das Weitre bedenken. [am Rand ergänzt:] Aber noch ist es genug von der
rhythmischen Kunst nicht des
Fortschritts.

A. E. I. O. im Homer fleißig zusammengesucht,
Wie Konsonant mit Vocal vom Vocal mit
den folgenden wechselt
A. E. I. O. im Homer arithmetisch in
deutscher Verbindung
Dieß ist die Aufgabe Voß
Wiederzugeben, das ist deiner Bemühungen werth.
Wenn dir der Sinn auch entweicht und
die ernst anmuthige Klarheit
A E I O ist, genug, wenn es vernehmlich
nur klingt!

*Bescheidene Anfrage*⁶

Also Terenz war ein Thor, der uns *frey* den
Menander verdollmetscht?
Plautus ein Stümper, der *frey* Römern den
Diphilus gab?
Göthe auch versündigte sich an des
Aristophanes Vögeln?
Frey ist die Kunst nur im Voß,
den sie zum Slaven sich macht!

4 Weimar, 9. 1. 1800. UB Dorpat (Tartu), Akte Karl Morgenstern, Bl. 118r-126v, hier: Bl. 126r-v.

5 GSA 15, VIII, 6, Manuskript zu *Der deutsche Parnaß und Vossische Übersetzungsergötlichkeiten* (68 Bl., handschriftliche Paginierung), hier: Bl. 9.

6 Ebd., Bl. 29.

Hätt' in der Wiege Virgils der eutinische
Leisten gegolten:
Lehrte Alcäus Horaz zu Eutin in der Schul'
übersetzen,
Kühn genialischen Flug hätt' er gewiß nicht gewagt!
Glück dem Parnasse! Deutsche, geduldet euch
nur noch ein Weniges! Bald ist's geschehen!
Schülergestammel vertritt herrlichen Dichtergesang:
Ein solches Schülergestammel nenn ich ohne
Bedenken, wenn uns Herr Voß solche und
ähnliche Stellen in seiner Luise[?] als
Deutsch anheften[?] will.⁷

Uebersetzung⁸

Nach und nach pflegt sich in der Literatur, wie eben auch in der Religion und Politik ein stillschweigendes Einverständnis, halb aus wirklicher Einsicht, halb aus Willkühr und bloßer Laune, über gewisse Materien und Dinge festzusetzen. Sobald dieses in der Folge Eingang in den Köpfen und eine allgemeinere Verbreitung in den Herzen gewinnt, pflegt es auch mit den Namen *Glaube, Dogma, Satzung*, Symbol, Glaubensbekenntnis belegt zu werden. Ist die Sache einmal so weit gediehen, so pflegt von einer weitem Untersuchung der Hauptfundamente dieses Glaubens bey den Gläubigen⁹ selbst, und der zu ihrer Fahne schwörenden¹⁰ Menge nicht weiter die Rede zu seyn.

[Eingeschobene Ergänzung am Rand:] Das *Vorurtheil*, d. h. nach buchstäblicher Wortableitung, das *Urtheil, ohne Urtheil* schlägt Wurzel; die Autorität, d. h. das Wort des Meisters gilt, und anstatt nachzusuchen, und da es bequemer ist ungeprüft nachzubethen, als nachzudenken: so ist es natürlich, daß man sich durch das bequemste Verfahren alles weitem Nachdenkens zu überheben sucht.

Der Zweifler wird nun statt an die Vernunft, förmlich an den so und so vielen Paragraphen des Conciliums von Trident verwiesen, und sobald er fortfährt zu zweifeln, kurz und gut verbrannt.

Dies ist kurz mit wenigen Worten zusammengedrängt die Geschichte aller positiven Religion, aller positiven Politik und aller positiven Literatur. Daß sich in der letzten ebenfalls der Glaube an gewisse Grundsätze zu einer positiven dogmatischen Höhe in Gewißheit erheben kann beweist die Lehre von den drey Einheiten des Aristoteles,

7 Die beiden letzten Zeilen sind sehr unleserlich und müssen fragwürdig bleiben.

8 Ebd., Bl. 64-66.

9 Darüberschrieben: „Anhängern“

10 Darüberschrieben: „sich bekennenden“

von denen bis jetzt wenigstens kein rechtgläubiger Franzose abgewichen ist, und somit der Ausdruck positive Literatur, den ich hier gewählt habe, vollkommen gerechtfertigt wird: Auch davon haben die Deutschen in den letzten zehn Jahren ihrer Literatur ein recht merkwürdiges Beyspiel der Art gesehn. Als Johan[!] Heinrich Voß, der ältere, durch ein recht lobenswerthes Bestreben geleitet, tiefer in den Geist der Alten, und [in] den bis dahin zu sehr vernachlässigten Theil ihrer rhythmischen und metrischen Kunst einzugehn, mit Uebersetzungen in unsrer Mitte auftrat, die den Maßstab wörtlich treuer und buchstäblicher Dollmetschung als den einzig zuverlässigen¹¹ annahmen, fand der treffliche Mann, wie vorauszusehen war, von allen Seiten den lebhaftesten Widerspruch. Nicht bloß in der unverständigen Menge, die „Stets dem Geniewesen hold und den Vortrefflichen feind“ diesen ihren alten und wohlhergebrachten Charakter bey jeder neuen Erscheinung unserer Literatur zu behaupten sucht: nein selbst solche Männer, deren Namen Deutschland mit der größten Ehrfurcht nennt, wie Herder und Wieland, sah Deutschland unter Vossens Gegnern auftreten. Es fragt sich sogleich: ob mit Recht, oder Unrecht. Unstreitig hatte die Vossische Uebersetzungsmethode, insofern sie der weitschweifigen, wässrigen Paraphrase der alten Autoren, besonders der Dichter mit Nachdruck entgegen trat, ihre entschiedenen und großen Vorzüge. Wie aber auch die vortreffliche Maxime, durch einseitige Anwendung in's Unerträgliche ausartet: so auch hier. Indem die neue Uebersetzungsschule immer nur die buchstäbliche Treue, die ängstliche Beobachtung desselben Metrums, in denselben Zeilen, mit gleichen Abschnitten ins Auge faßte, gewohnte[!] sie sich allmählich daran, durch undeutsche Wendungen den Genius der deutschen Sprache, durch harte und ungefüge Worte der Anmuth des Gedankens, durch gezwungene Verbindungen aller Art, dem Fluß der Empf[indung]¹² so nahe zu treten, daß dieser nicht selten zu stocken, oder¹³

So wurde demnach von ihr nur zu häufig, die äußere Treue des Worts, durch die innere Untreue des Gedankens und der Empfindung erkaufte; bey den Meistern wenigstens mit Entschädigung gelungener Stellen, bey den Schülern dagegen mit durchgängiger bis zur sündlichsten Verstümmelung des Ausdrucks getriebenen erkaufte, wofür sich die Beyspiele aus Vossens Uebersetzungen des Homers, Horaz, Theokrit, ja aus dessen eigenen Werken, wie jeder sich sogleich überzeugen kann, dem die verschiedenen Ausgaben von der Luise zur Hand sind, nicht ohne ein trauriges Gefühl dessen, für den Genialität, Einfalt, Grazie etwas mehr, als leere Worte und künstliche Sylbenstellungen sind noch einigen Werth hat, nachweisen lassen.

Transkription: Gerhard Heufert

11 Darübergeschrieben: „möglichen“

12 unleserlich

13 Satz nicht fortgeführt

Blätter aus meinem Reisetagebuch, von August Klingemann

Nachdem wir auf der Terrasse hinter dem Schloßgarten, im Schatten der Bäume, ein Frühstück eingenommen hatten, stiegen wir wieder nach Heidelberg hinab, und statteten einen Besuch bei Vater Voß ab, welcher hier in einer idyllischen Umgebung auf seinem Gartenhaus wohnt. Seine freundliche Gattin führte uns auf sein Zimmer, und wir fanden den Sänger der *Luise*, als Greis, in regsamer Geistesthätigkeit, nicht zurückgezogen von der Welt, sondern vielmehr in allseitiger Berührung mit ihr und dem Nächsten und Neuesten der Literatur des Tages. Er erkundigte sich angelegentlich nach seinem Freunde, unserm würdigen *Eschenburg*, und freute sich ihn auf einer Reise nach dem Norden, die er sich in den nächsten Wochen vorgesetzt hatte, in Braunschweig wiederzusehen. Das Neueste und Interessanteste, womit er mich bekannt machte, war die Uebersetzung des *Shakspear*, die er in Vereinigung mit seinen beiden Söhnen, *Heinrich* und *Abraham Voß*, unternommen hat, und wovon er mir die Ankündigung der beiden ersten Teile, welche zu Michaelis bei Brockhaus in Altenburg erscheinen werden, mittheilte. Diese Uebersetzung ist gleichsam ein gemeinsames Eigenthum der Familie, und in ihrem Kreise wird am Abende das vorgelesen und kritisch besprochen, was der Gegenstand der nächsten Arbeit ist, und nach der Ausführung wieder gemeinschaftlich beurtheilt wird. Voß hält, der Konsequenz gemäß, einen so mächtigen allseitigen Dichter, wie Shakspear ist, nicht für das Eigenthum eines einzigen Uebersetzers, welcher gleichsam ein Monopol in dieser Rücksicht behauptet, und er ist vielmehr der Meinung, daß erst mehrere recht rüstig an diesem dramatischen Riesen ihre Kräfte üben müssen, bevor wir seine Werke, mit höchster Treue in die deutsche Sprache übergetragen, unser Eigenthum nennen können. Diese Treue nun hat sich unser Uebersetzer-Triumvirat recht eigentlich als Hauptsache vorgesetzt, eben weil Shakspears Originalität mit in den eigensten und genialsten Wortbildungen begründet ist, welche im Deutschen auf eine ähnliche *schaffende* Weise wiedergegeben werden müssen. Es freute mich gerade in diesem Augenblicke Voß sagen zu können, daß ich den *Othello* seines Sohnes Heinrich erst eben zur künftigen Darstellung auf der Braunschweiger Bühne ausgewählt habe, und daß es überhaupt eines meiner liebsten Plane für die Zukunft sey, Shakspears Schauspiele, von welchen die verstümmelten Bearbeitungen dem Publikum nur eine meistens ganz falsche Ansicht geben, in ihrer Ganzen originellen Eigenthümlichkeit auf die deutsche Bühne zu bringen und sie allgemeiner zu machen. Shakspear gehört nicht (wie etwa Calderon) nur Einer Nation, sondern vielmehr allen an; so wie er denn auch überhaupt alle Nationen in ihrem Eigenthümlichsten dargestellt hat; ja Schlegel behauptet wohl nicht mit Unrecht, daß wir Deutschen ihn besser verstehen und tiefer in sein Genie eingedrungen sind, als die Engländer selbst und seine gerühmten Kommentatoren Stevens und Malone. – Als Voß mich um die auf unserer Bühne am gangbarsten Bearbeitungen des Shakspear befragte, konnte ich nicht umhin, auch der Bockschen heillosen Verstümmelung des *Lear* zu erwähnen, welche unsere größten Bühnenkünstler, Schröder und Iffland, zur

Grundlage ihrer Darstellung dieses, gleich dem Zeus, in seinem Zorne donnernden Königs zu machen sich nicht enthielten; obgleich die Tragödie des Britten insofern ganz in ihr aufgehoben worden ist, als die Scenen der ungerechten Reichsvertheilung und der Verstoßung der Cordelia, welche den Fluch der rächenden Nemesis auf das graue Haupt des alten Königs herabziehen, darin gänzlich fehlen, und der eigentliche tragische Hebel somit gewaltsam aus ihr gerissen ist. Dieser Gang des Gesprächs führte uns zu *Ifflands* Darstellung des Lear selbst. Voß hatte ihn nur in zwei Rollen (dem Essighändler und Treumund) gesehen, die der Künstler jedoch eigens, als Voß einen Besuch in Berlin abstattete, für ihn auswählte. Wahrscheinlich wollte er dem Sänger der Luise das Mildeste und Einfachste seiner Darstellungsweise vorführen; aber er setzte ihn dadurch nicht in den Stand, seine außerordentliche Vielseitigkeit und Stärke im Charakteristischen bewundern zu können; weshalb auch Voß jetzt Anstand nahm, ein entscheidendes Urtheil über ihn zu fällen. – Es ist nach meiner Ansicht keinem Zweifel unterworfen, daß *Ifflands* Phantasie, als der schwächste Theil seines Künstlervermögens, nicht im Stande war den kühnen Flug mit dem himmelstürmenden brittischen Genius zu wagen, und daß er daher bei seiner Ausführung des Lear mehr auf dem Boden blieb und seine vorzüglichste Anstrengung auf den psychologischen und pathognomischen Theil der Darstellung verwandte. In diesem erschien er aber groß, und als wahrhafter Meister, und die Wahrheit seines Todes ergriff eben so sehr das innerste Gemüth, als der Fluch gegen die undankbaren Töchter die ganze Seele durchschnitt; ja er wirkte hierin so mächtig, daß er oft selbst die mit ihm Spielenden völlig in ihrer Darstellung hemmte; wie ich es denn z. B. als Faktum anführen kann, daß meine Frau, welche früher neben ihm die Gonerill darstellte, durch die Innigkeit seines Spiels, der feindseligen Rolle ganz zuwider, auf der Bühne unwillkürlich bis zu Thränen gerührt wurde. –

Eine vorzügliche Achtsamkeit verdient, nach Voß Ansicht, die rhythmische Ausbildung der Verse bei der Uebertragung der Schauspiele des Shakspear. Wenn ich nun gleich überzeugt bin, daß dieser Dichter nichts weniger als ein großer Metriker (in theoretischer Hinsicht) war, so ist es mir auf der andern Seite nicht minder klar, daß ein über alle seine Mittel so gewaltig gebietender Genius stets, auch ohne sich dessen bewußt zu seyn, in die Harmonie des Rhythmus richtig eingreifen mußte; wovon sich auch der flüchtigste Beurtheiler überzeugen kann, wenn er nur die Rolle des Hamlet oder Lear zur Prüfung im Originale durchlesen will. –

Was den Vortrag der Verse auf der Bühne betrifft, so bemerkte Voß darüber: daß die Schauspieler zu Eckhofs Zeit es wohl verstanden hätten, die rhythmische Recitation der Verse mit dem richtigen Vortrage des unterliegenden Sinnes der Rede auf das genaueste zu vereinigen, und ich konnte unsern neuern Bühnenkünstlern, welche entweder nach falscher Anwendung der Götheschen Schule die Verse scandiren, oder sie nach dem Principe *Ifflands* (welcher ein geschworener Feind der gebundenen Rede war) in Prosa auflösen, dieses gute Zeugniß leider nicht in dem Maße ertheilen. Viele von ihnen nennen aus Unkunde sogar alles, was Vers ist, nur κατ’

ἔξοχόν – *Jamben!* Ja man hat sich mir sehr oft, bei beabsichtigten Engagements, durch die naive Bemerkung: „daß man recht gut in Jamben zu sprechen verstehe!“ besonders empfehlen wollen. –

Da die Zeit gebieterisch über uns bestimmte, indem wir noch am Nachmittage *Schwetzingen* besuchen und am Abende zum Theater in *Mannheim* seyn wollten, so mußten wir zu früh Abschied von dem trefflichen Voß und seiner wackern Gattin nehmen, und es wurde mir selbst die Erfüllung des Wunsches nicht gewährt, den Professor *Heinrich Voß* persönlich kennen zu lernen, da ihn, als zeitigen Decan der philosophischen Fakultät, akademische Arbeiten abhielten, uns seine Gegenwart zu schenken.

Bei meiner Rückreise durch Heidelberg wurde dieser Wunsch erfüllt, und Heinrich Voß erfreute mich mit seinem Besuche. Vor allen Dingen sprach ich mit ihm über seine Uebersetzung des *Othello*, in der mir die glühend kochende Lava der Rede, die diesem brennenden Vesuve entströmt, so ganz in ihrem eigenthümlichen Feuer erhalten ist. Heinrich Voß erklärte, daß er bei seiner fortgesetzten Bemühung, den Shakspear zu übertragen, seitdem weit vertrauter mit diesem Dichter geworden sey, und eine künftige zweite, fast in allen Theilen verbesserte Ausgabe des *Othello* bereits im Manuscripte liegen habe, welche er mir, da sie erst nach einigen Jahren im Drucke erscheinen dürfte, abschriftlich mitzutheilen versprach, um nach ihr den *Othello* in die Scene gehen zu lassen*). Heinrich Voß gehört zu den wenigen höchst liebenswürdigen deutschen Gelehrten, welchem *Minerva* nach abgelegter Rüstung in freundlicher Milde sich mittheilte, und die Anmuth des Charakters nicht vor dem Ernste ihres Anblicks verscheuchte. Wir nahmen herzlichen Abschied von einander. – Auch der geniale *Jean Paul* war gerade in Heidelberg anwesend, und zufällig mit uns in demselben Gasthause, wo sich, ihn zu ehren, eine Gesellschaft von Gelehrten versammelt hatte. Dieses verhinderte uns, da wir nur einige Stunden in Heidelberg verweilen konnten, ihn zu sprechen; und er möge die Trauer über den unerfüllt gebliebenen Wunsch, welche besonders meine Frau, die ihn noch nie sah, um so tiefer empfand, durch diese Zeilen erfahren.

*) Da mir aus der Erfahrung bekannt ist, wie schwer es unsern Schauspielern fällt, einmal eingelernte Rollen anders einzustudiren, so freut es mich, den deutschen Bühnen, welche den *Othello* nach der obengenannten Uebersetzung in die Scene gehen lassen wollen, anzeigen zu können, daß Herr Professor Voß mir erlaubt hat, die von ihm für die künftige Auflage gemachten Veränderungen abschriftlich mittheilen zu dürfen. A. K.

Aus: Zeitung für die elegante Welt. 17. Jg. 1817. Nr. 172, 173. 4., 5. September. Sp. 1387-1389, 1396-1398. (Leicht veränderter Abdruck in: August Klingemann: Kunst und Natur. Blätter aus meinem Reisetagebuche. Erster Band. Braunschweig: G. C. E. Meyer 1818, S. 83-87.)

Beim Trunk

Komm hervor aus der Flasche, du tückischer Wein, du Verderber!
Viele verderbtest du schon: jezo verderben wir dich!

X. [= J. H. Voß]

Erstdruck in: *Musen Almanach für 1792*. Hg. von Johann Heinrich Voß. Hamburg: Bohn, S. 116. – Aufgenommen in: *Sämtliche Gedichte von Johann Heinrich Voß*. Königsberg: Nicolovius 1802, Bd. 6, S. 294.

Beim Trunk

Gieb mir jenen aus Erde gebildeten lieblichen Becher.
Erde gebahr mich, es deckt Erde den Todten dereinst.

Voß.

Erstdruck in: *Musen Almanach für 1793*. Hg. von Johann Heinrich Voß. Hamburg: C. E. Bohn, S. 92. – Unter dem Titel *Der irdene Becher* aufgenommen in: *Sämtliche Gedichte von Johann Heinrich Voß*. Königsberg: Nicolovius 1802, Bd. 6, S. 305. – In der Ausgabe: *Sämtliche poetische Werke von Johann Heinrich Voß*. Hg. von Abraham Voß. Leipzig: Immanuel Müller 1835, S. 286 mit dem Zusatz „(Nach der griechischen Anthologie)“



Abbildungsnachweis

Umschlag vorn: Johannes Daniel Falk um 1797. Kreidezeichnung von Johann Friedrich Bolt. Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Fotothek 24/189 – S. 3: Computer-Animation des Voß-Hauses Penzlin. Christian Peters Freie Architekten & Ingenieure, Neustrelitz – S. 43: Foto Silke Gehring – S. 53 links u. S. 54: Bibliothèque nationale et Universitaire Strasbourg, Ms 3752, Fol 942 – S. 53 rechts: Goethemuseum Frankfurt/M., Inv.-Nr. IV-01625 – S. 71: Monatskupfer Nr. 9 (September) aus: *Taschenbuch für das Jahr 1813. Der Liebe und Freundschaft gewidmet*. Frankfurt a.M.: Friedrich Wilmans [1812] – S. 100f.: Universitätsbibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 3715, 4 – S. 110: Illustration aus: *Die Gartenlaube* 1863, S. 149 (Ausschnitt) – Umschlag hinten: Monatskupfer Nr. 2 (Februar) aus: *Taschenbuch für das Jahr 1814. Der Liebe und Freundschaft gewidmet*. Frankfurt a.M.: Friedrich Wilmans [1813].

Impressum

Die *Vossischen Nachrichten – Mitteilungen der Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft* erscheinen in loser Folge. Herausgeberin: Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft e.V., c/o Eutiner Landesbibliothek, Schlossplatz 4, D-23701 Eutin. Internet: www.voss-gesellschaft.de – E-Mail: info@voss-gesellschaft.de – Redaktion: Frank Baudach, Silke Gehring, Martin Grieger – ISSN 1436-8684 – Preis des vorliegenden Heftes: 12 €. Der Bezug ist für Mitglieder der Voß-Gesellschaft und Bibliotheken kostenlos



ISSN 1436-8684
ISBN 978-3-940211-02-6